J. publ. G.
40
x

Ueber

Rom und Paris

nach Gotha

oder

die Wege des Herrn v. Treitschke

J. publ. G.
40 x

Bamberger

Ueber

Rom und Paris

nach Gotha

oder

die Wege des Herrn v. Treitschke

von

Ludwig Bamberger.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Emil Ebner.
1866.

150-7.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Während gestritten wird, ob die politische Lebensklugheit rathe, nach dem von ferne gezeigten Geschenke eines deutschen Parlaments mit begehrlicher Hand zu greifen, steht wenigstens so viel fest, daß der Zweifel selbst, welcher im Sinn des deutschen Volkes hierüber rege geworden ist, einen gewissen Fortschritt in dessen Entwicklung bekundet.

Die königlichen Reformvorlagen werden heute ebenso mißtrauisch empfangen wie vor zwei Jahren die kaiserlichen. Hat man auch noch nicht gelernt, sich die rechte Verfassung zu erobern, so hat man doch gelernt, Gnadengeschenken zu mißtrauen.

Das Stück Papier zwischen Monarch und Volk, welches dem König zu viel war, ist der Nation zu wenig. Es ist Zeit für sie auch, einmal die ihr so laut in die Ohren gepredigte Weisheit zu nützen, daß es kein Recht gebe ohne Macht. Handle es sich nun von Königreich oder Bund, wer kann noch von den Garantieen einer Verfassung reden, ohne zu lachen? Denken wir uns doch einmal in den Fall, daß um die frühe Morgenstunde ferne von hier eine gottgesalbte Majestät mit dem Einfall erwachte, zum Mittagsmahl den diensthuenden Offizieren von der Schloßwache ein Ragout von zwei Dutzend Ohren recht gesinnungstüchtiger Unterthanen vorzusetzen? Was würde geschehen? Höchst wahrscheinlich doch dieses: Um neun Uhr würde das Staatsministerium die Ordonnanz behufs Herbeischaffung des Gewünschten ausfertigen, um Elfe würde die

Polizei alles aufs Schönste vollbracht und die Ohren der königlichen Hofküche abgeliefert haben; um ein Uhr stocherten die Herren von der Garde sich die Reste des bürgerlichen Knorpels aus den Zähnen. Vor Sonnenuntergang wäre der gesetzliche Protest der Entohrten mit der neuesten Zeitungsnummer konfiszirt; vier Wochen später erklärte das Ministerium der Kammer, die Sache gehe die Landesvertretung nichts an, da die Zubereitungskosten der Ohren aus der Privatchatoulle des Königs bestritten worden seien und gleichzeitig erkennte der oberste Gerichtshof gegen die Unterzeichner der Beschwerde auf Erregung von Unzufriedenheit und unehrerbietigen Tadel. Zu allerletzt erschiene Geh. Hofrath und ehemaliger Bundestagsgesandter Herr Welcker, und setzte einen Preis von tausend Gulden aus für die Lösung der Frage: wie man auf rein verfassungsmäßigem Wege und ohne jede gewaltsame Operation die Ohren von den Köpfen der Gardeoffiziere trennen und selbige an die Häupter der bürgerlichen Unterthanen anfügen könnte? Herr Welcker denkt: Tausend Gulden sind ein schön Stück Geld, und dafür kann man schon was verlangen. Wirds nicht gefunden, so behalten in Gottes Namen die Herrn Lieutenants ihre Ohren und der Herr Geheime Rath seine tausend Gulden. —

Es ist versucht worden zu behaupten, die berühmte Preisfrage sei reiner Humor gewesen, allein sorgfältige Nachforschungen führen zu der Annahme zurück, daß es blutiger Ernst damit gewesen sei. Warum auch nicht? Das Dogma von der unbefleckten Empfängniß der deutschen Freiheit aus freigebiger Fürstenhand war bis jetzt recht eigentlich das Bekenntniß der Männer des alten Gotha. Doch fehlte ihm bei all dem ein wissenschaftliches Fundament. Wurde unerschöpfliches Vertrauen empfohlen und jeder Umsturz verabscheut, so war dies doch mehr Ergebniß des Temperaments als der Ueberzeugung. Alt-Gotha, das von 1848 und 1849, war hervorgegangen aus den Cadres der liberalen Parthei von 1830 und diese aufgewachsen in engem Zusammenhang mit den Ueberlieferungen und Anschauungen der großen französischen Revolution. Es waltete

zwischen diesen Anfängen und ihren letztgewordenen Resultaten ein Widerspruch, gerade wie in den Lebensläufen der Männer selbst, die sich in jüngeren Jahren recht wild geberdet hatten, bis daß sie allmählich zu Hofräthen herangereift waren. — Jeden Zusammenhang zwischen der Revolution und der loyalen Aufklärung abzuschneiden, Gotha auf ureigenen Fundamenten neu aufzubauen, keinen Stein zu verwenden, welcher dem Geschlecht von 1789 gedient, dazu mußten neue Lehrer aufstehen. Ihre Aufgabe ist, unbegränzte Verachtung zu predigen für die größte That der Weltgeschichte, für die That, welche zum ersten Mal und doch auf immer alle Herren-Rechte, alles Eigenthum an Menschen und alle Geburtsprivilegien an der Wurzel gefällt hat. Mit der Verachtung für die Revolution wird dann die Verachtung für Frankreich überhaupt als Dreingabe gespendet.

Dieses ist in der Kürze die Lehre der Schule von **Neu-Gotha.**

Ein Schriftsteller von unbestreitbarem Talent, Heinrich von Treitschke, hat jüngst in den preußischen Jahrbüchern eine (auch in besonderem Abdruck verbreitete) Studie **„Ueber den Bonapartismus"** veröffentlicht, welche als die Quintessenz der Gattung untersucht zu werden verdient. Das Trachten dieser Schrift geht dahin, fühlbar zu machen, welch ein erbärmliches Ding es um die französische Revolution und ihre Grundsätze gewesen; wie sie vollständig aufgegangen sei im ersten Napoleon, wie die Franzosen nie etwas anderes gewesen seien als künftige Bonapartisten; wie das heutige zweite Kaiserthum, wenn auch bonapartistisch, doch liebens- und achtungswerth sei weil von Cäsarischen Ideen geleitet, jedenfalls annehmbarer als die Lehren der Freiheit und Gleichheit; vor Allem aber, wie der heimische Junker- und Autoritätsstaat dem Ideale um Vieles näher stehe, als die Forderungen der Revolution. Dieser von Cäsarischen und aristokratischen Ansichten gesättigten Progaganda entgegenzutreten ist Sache eines Jeden, der an den einfachen Wahrheiten der Menschen- und Bürgerrechte festzuhalten, aller Adels- und Soldatenherrschaft Feind zu bleiben, gesonnen ist.

Gelehrsamkeit gibt nicht mehr Recht, den politischen Schulmeister zu machen, als irgend eine andere Einsicht, zumal in Deutschland, das vorzugsweise unter der Anführung seiner Professoren das trostloseste Schauspiel politischer Unbeholfenheit und Schwachsinnigkeit gegeben hat, welches jemals die Sonne beschienen.

Niemand steht so außer oder über seinem Volke, daß er berechtigt wäre es abzukanzeln; aber noch weniger steht das deutsche Volk so über andern Nationen, daß es das Recht hätte, der französischen von oben herab den Text zu lesen. Allerdings steht fest, daß das Bessermachen nicht zur Kritik gehört, eben weil die Kritik keine Schulmeisterei ist. Die Kritik beansprucht nichts, als das Richtige zu erkennen und das Falsche zu mißbilligen; daher geschieht es blos der Beschränktheit, daß sie sich gegen ihren Kritiker umdreht und spricht: Mache es besser! Wer aber fuchtelt, schmäht, poltert und zuchtmeistert, der prätendirt stillschweigend die eigne praktische Ueberlegenheit, und dem geschieht es schon recht, wenn er vor allen Dingen nach seiner und der Seinigen Kunst gefragt wird. Der Unterschied zwischen Herrn v. Treitschke's frühern Arbeiten und seiner gegenwärtigen ist eben der, daß in jenen seine Belehrung kritisch, in dieser schulmeisternd auftritt. Daher kommt es, daß Einen wohl früher die Lust anwandeln konnte, diese oder jene seiner Ansichten zu widerlegen, jetzt aber vielmehr der Drang sich geltend macht, den Schriftsteller in seiner Totalität, besonders in dem falschen Ton, den er sich zulegt, zurückzuweisen. Vordem mochte man seine Aussagen bekämpfen, weil sie an sich Irrthümer enthielten, jetzt lohnt es sich auch, seine Irrthümer nachzuweisen, weil damit zugleich in der Person des Schriftstellers ein unmäßiges Anstreben von Autorität bekämpft wird, und zwar ein Anstreben von Autorität, die selbst wieder dem famosen Autoritätssysteme der über dem beschränkten Unterthanenverstand erhabenen Völkerbeglücker in die Hände arbeitet.

Der Band der gesammelten politischen und historischen Aufsätze Herrn v. Treitschke's ist ein Werk, das dem Autor mit Recht ein großes Ansehen in kurzer Zeit verschafft hat. Anziehend in Form und

Inhalt, entwickelt es namentlich mit Meisterschaft die Geschichte, das Wesen und die Sünde jener provinzialen Selbstgenügsamkeit, welche von Mensch und Staat so unvollkommene Vorstellungen hegt, daß sie den Einen im Gegensatz zum Andern denkt und Wunder was Freiheit erfunden zu haben glaubt, wenn sie die politische Sphäre mit den nächsten Gemüthsbedürfnissen ihrer landschaftlichen Lebensformen zusammenwirft. Ob Herr v. Treitschke von seiner richtigen Erkenntniß, daß eine Nation nur im Staat, d. h. im Großstaat zum Dasein gelange, sich hat verleiten lassen, eitle Hoffnungen an das Haus und die Haushaltung jener Hohenzollern zu knüpfen, welche, ebenso schwäbischer Herkunft, auch ebenso hartgesottene Partikularisten sind wie ihre Württemberger Vettern, und deren Reichsritterschaft der schwäbischen nichts nachgibt, diese genugsam und genug unliebsam behandelte Frage möge hier ruhen.*)

Weder in Frankreich noch in Deutschland liegt die Frage, ob mehr oder weniger Provinzialsouveränetät zu Statten komme, so nackt da, daß eine grundsätzliche Lösung vorerst in Rede stehen könnte. In beiden Ländern ist sie so verwebt mit Freiheits- und Machtfragen, daß in allen Stücken vielmehr die Handhabe als der Grundsatz von den Parteien ins Auge gefaßt wird. Doch dies nur beiläufig. Zurückzukommen auf unsern Autor und sein Hauptwerk, darf dasselbe nicht erwähnt werden, ohne auch der literar-

*) Ich benütze nur diese Gelegenheit um zu erklären, daß ich nicht, wie in durchaus wohlwollender Absicht der „Beobachter" neulich sagte, unter die Föderalisten gegangen bin. Die Sache ist vielmehr die: weil man wünschte, es gäbe ein Preußen, an das man sich anschließen könnte, um gutwillig oder mit Gewalt aus dem Morast der Kleinstaaterei herauszukommen, deßwegen macht man sich noch nicht weiß, daß ein solches Preußen dermalen existire, und noch weniger redet man sich ein, es werde durch Anreden, Anhoffen und Ansinnen gelingen, aus unfruchtbaren Renommisten und thörichten Fähndrichs etwas anders zu machen, als sie von jeher gewesen sind: darum aber ist man noch lange nicht für Habsburg, Augustenburg oder Anschluß an die Schweiz. Preußisch sein ist nur ein Error facti, Kleinstaatlich sein ist ein Error juris. Error juris nocet, error facti non nocet.

historischen Studien, z. B. über Byron und Milton zu gedenken, welche den Untersuchungen über deutsche Politik zu erfrischender Abwechslung eingestreut sind. Ein reiches, gut gruppirtes Material von Thatsachen und Ideen offenbart, — hie und da vielleicht mit Hülfe von etwas erlaubter Koketterie — das was die Franzosen einen ausgeschmückten Geist nennen — un ésprit orné. Gewisse Arbeiten endlich, z. B. die über Hans v. Gagern und namentlich die über das deutsche Ordensland Preußen, enthalten bereits eine starke Beimischung jener grellen und falschen Farben, welche die neueste Erscheinung, den vorliegenden Essay über den Bonapartismus, in hohem Grade verunstalten.

Es versteht sich von selbst, daß, indem der Verfasser gelegentlich seiner Betrachtung über die beiden Napoleone zur Rechenschaft gezogen wird, es mit nichten um die zwei Figuren sich handelt, welche der Abhandlung den Namen gegeben haben, gerade so, wie auch vermuthet werden darf, daß der Essayist selbst nicht sowohl seine besondern Helden als seine eigene Zeit und vor Allem sein eigenes Volk im Auge gehabt hat. Ist das doch eine Voraussetzung, die stillschweigend für jede ernste Leistung auf unserem Gebiete gilt. Freilich kommt grade in Treitschke's neuester Arbeit die Sprache vergleichungsweise auffallend selten auf deutsche Dinge; aber grade diese Schweigsamkeit, diese Retizenz, wie man vor Gericht sagen würde, gehört wesentlich mit zu der einseitigen und aller demokratischen Richtung spinnefeindlichen Sinnesart, welche der Autor diesmal mit größerer Verbissenheit als bisher vor sich her trägt. Haben doch, alle schlechten Erfindungen der beiden Kaiserreiche in unsern deutschen Regierungen (und nicht nur in den allerdings manchmal bitter erwähnten Rheinbundsfürsten) so über die Maßen gelehrige Schüler gefunden, daß es nicht hingehen kann, dem Deutschen den Abscheu vor den berüchtigten Zuchtmethoden einzuflößen, ohne ihm auch den heimischen Balken möglichst unsanft ins Auge zu stoßen.

Der Hinweis auf fürstliche Schlechtigkeit und polizistische

Nachäfferei im süßen Vaterlande lag bei dieser ausschließlich für Deutschland geschriebenen Analyse zu nahe, als daß die Schonung ohne Vorbedacht eingehalten sein könnte; und der aristokratische Ton des Ganzen mit seiner Verehrung für die Hochgebornen gibt einen genügenden Aufschluß über die Triebfeder dieser stillen Duldung gegenüber den herrschenden Geschlechtern in der Heimath.

Nun hat es freilich Herr v. Treitschke nicht im Geringsten Hehl, vielmehr mag er sich dessen rühmen, auf alles was demokratischen Samens ist, mit erhabener Verachtung herabzusehen. Und andrerseits würde es überflüssig erscheinen ihm entgegenzutreten, wenn in ihm nichts als ein plumper Anwalt der aristokratischen Sache aufträte. Grade so wenig wie eine theoretische Ergehung über den Bonapartismus, grade so wenig würde eine offene Bekehrungsschrift zu praktischen aristokratischen Zwecken in den lebendigen Widerstreit der Parteimeinungen gezogen zu werden verdienen. Aber eben so gut, wie Herr v. Treitschke weiß, daß weder er noch Andere heute über Kaiserthum und Revolution schreiben, ohne mitten in die Tagesfragen zu treten, eben so gut weiß er auch, daß es nichts Tolleres geben könnte, als eine Entwicklungslehre auf aristokratischen Prinzipien systematisch der Welt beibringen zu wollen. Der deutschen Welt zumal, die von ewig her in Sachen des Adels und der großen Herren nur das Erbärmlichste vor sich gesehen hat. Die Heimathslosigkeit, Unwissenheit und schlechthinige Werthlosigkeit des hohen deutschen Adels für das nationale Leben, ist eine so notorische Sache, daß ein gesundes Gehirn unmöglich auf den Einfall gerathen kann, der Junkerwelt einen sogenannten organischen Platz in dem Wachsthum des deutschen Volkes anzuweisen. Selbst in dem Momente, da Herr v. Treitschke, um uns in die ganze Tiefe und Unendlichkeit seines monarchischen Glaubens blicken zu lassen, der Möglichkeit Erwähnung thut, daß das „Welt-Kaiserthum" einstens — in ach wie seligen Tagen! — wieder aufleben könnte „als ein freies Schiedsrichteramt über befreundete Nationen", selbst in jenem Momente monarchisch weissagender In-

spiration, darf man ihn für unfähig halten, allen Ernstes an eine Zukunft auf breiter aristokratischer Basis zu glauben.

Wenn schon da, wo nichts ist, sein Kaiser das Recht verliert, wie erst seine Aristokratie? Denn einen Kaiser am Ende, den kann sich der Mensch, wie seinen Gott, nach dem eigenen Angesicht schnitzen, er kann ihm per Reflexion einen Thron errichten, und mit starker Absicht davor sich in den Staub werfen. Das Alles ist erst vor siebenzehn Jahren da gewesen, wenn auch der Cäsar damals wieder aus dem Leim ging noch ehe er trocken geworden. Ein Kaiser wie Ein Herrgott ist viel leichter zu machen, als eine ganze Schaar von Engeln; und was das Geschlecht der Engel im Himmel, das stellt das Geschlecht der Edelgebornen auf der Erde vor. Selbst Heilige, d. h. etwa bürgerliche Engel, so nicht aus himmlischen Kadettenhäusern hervorgegangen sind, sondern von irdischer Pike auf gedient haben, selbst Heilige macht die katholische Kirche, sonst nicht grade blöde, nur aus längst begrabenen und vermoderten Menschenknochen. Sie hütet sich wohl, ihren Gläubigen lebendiges Fleisch und Bein, dem eignen gleich, im Handumdrehen als höheres Objekt der Anbetung vorzuhalten. Und man sollte glauben, daß ein Kenner menschlicher Dinge, wie unser Autor, sich thatsächlich glauben mache, es werde gelingen, kommenden Geschlechtern, mittelst theoretischer Exerzitien, von der einen Seite das Hochgefühl und von der anderen die Verehrung des Adels beizubringen? Geschadet mag es uns haben, daß wir den werthlosesten Adel aller Nationen in der Geschichte aufzuweisen haben, aber Gefahr liegt glücklicherweise nicht vor, daß wir nicht einmal den Nutzen von unserem Schaden ernten sollten.

Weder die sichtlich übertriebene Manier und der feierlich dumpfklingende Ton, mit dem Herr v. Treitschke in seiner Geschichte des Preußischen Ordenslandes die ritterlichen Bärenhäuter aufführt, welche selbst nach seiner eigenen Darstellung sich einer höchst zweideutigen Respektabilität erfreuen; noch weniger der Ruhm und Glanz, mit welchen deren Descendenz das Preußische Herrenhaus erfüllt, sind

danach angethan, Herz und Geist der Mitwelt mit intuitiver Ehrfurcht zu berücken; und am Tag, da die Winkelhöfe und die alleinseligmachende Autorität der Kaserne zusammenfallen, wird es auch unwiderruflich vorüber sein mit aller mittelbaren und unmittelbaren Ritterschaft.

Kein Taschenspieler, wäre er noch so geschickt, wird diesen Geist mehr rufen. Und was den Moschusduft angeht, der allerdings noch um die Schnörkel der adeligen Titulatur schwebt und die Nasen unserer bürgerlichen Gesellschaft kitzelt, so hat der mit der politischen Zukunft unseres Volkes glücklicherweise nicht das Mindeste gemein. Dieser Firlefanz ist nicht eine mehr oder minder zulässige Institution nach Art der englischen Pärie; er ist ein Stück von jenem Philisterthum der Kleinstaaterei, welchem grade in unserem Verfasser ein so erleuchteter Gegner lebt. Und kurz und gut, das hieße einmal recht: offne Thüren einschlagen, wenn man sich abmühte, gegen die Adelsloge im großen Umbau der deutschen Zukunft zu schreiben.

Kann aber nicht, ohne den Schriftsteller zu verkennen, ihm ein systematischer Wahn zugetraut werden, und erscheint dieser systematische Wahn jedenfalls keiner Anfechtung werth, was denn reizt in der vorliegenden Schrift in und mehr noch zwischen allen Zeilen zum Widerspruch?

Nicht ein vereinzelter Versuch, sondern eine ganze Gattung von *vornehmer* Publizistik und Geschichtschreibung ist es, welche den Protest des gesunden Verstandes herausfordert.

Herr v. Treitschke ist nur die aristokratische Sorte (daß ihn sein Partikel dazu erweckt habe, darf nicht vermuthet werden) jener Schaar vornehmer Geister, die in wachsender Zahl auf Felsenhöhen erscheinen, im wohldrapirten Mantel, und bedenklich herabschauen

Auf den großen Haufen
Derer die zu Fuße laufen.

In allen Parteien sind sie aufgetaucht, auch die äußerste Linke nicht ausgeschlossen. Wir haben es erlebt, daß Sozialisten

und Kommuniſten ebenſo abgeſondert und diſtinguirt dahinſchreiten können, wie Kavaliere vom reinſten pommeriſchen Geblüt, und daß die Lieutenants auch in dem herrlichen Kriegsheer des Klaſſenkampfes eine, wie es ſcheint von Diſtinktion unzertrennliche, Wahlverwandtſchaft zu Auſtern und Champagner im Herzen tragen.

Vornehm iſt das rechte Wort für die ganze Richtung, und das Wort vornehm kehrt bedeutſamer Weiſe in dieſer neueſten Schrift Herrn v. Treitſchke's immer und immer wieder: vornehmer Sinn, vornehme Natur, ja vornehme Demokratie (in Julius Cäſar, und ob der Vornehmheit wird da ſelbſt die Demokratie entſchuldbar) ſäuſeln durch die Blätter wie Düfte von Lavendelwaſſer und Mille-fleurs; und eh wir uns deſſen recht verſehen, ſind wir eingewickelt in die blauen Nebel hoffähiger Weltanſchauung. Hören wir nur wie die Sache beginnt:

„Die Verſuchung, dem Genius Altäre zu bauen, iſt unter allen „Gefahren, welche den Hiſtoriker beirren, leicht die größte. Immer „wieder den göttlichen Sinn im menſchlichen Unſinn aufzuſuchen, „ſcheint auch dem Muthigen leicht ein ermüdendes Handwerk. Tritt „uns dann endlich aus dem Einerlei halben Wollens und halben „Vollbringens, welches die meiſten Blätter der Geſchichte füllt, „Einer jener Gewaltigen des Herrn entgegen, die das Geſetz alles „Lebens in der eigenen Bruſt zu tragen ſcheinen, ſo regt ſich jubelnd „die Künſtlerſeele, welche in jedem rechten Menſchen ſchlummert.“ So der erſte Satz.

Klingt das nicht wie Orgelton und Glockenklang?

Wird uns nicht, als träten wir ein zwiſchen hohe Kirchenmauern, dieweil vom Hochaltar die blauen Weihrauch-Wirbel uns entgegen kräuſeln? Altar und Genius, göttlicher Sinn und menſchlicher Unſinn, Gewaltige des Herrn mit dem Geſetz alles Lebens in der eigenen Bruſt und jubelnde Künſtlerſeele — nicht mehr noch weniger in den erſten ſechs Zeilen, als Vorgeſchmack der weihevollen Geheimniſſe, die unſrer drinnen warten; alles das ſchaut ſeitwärts auf uns herab wie bunte Apoſtelbilder, ſo auf die gothiſchen

Scheiben gemalt, nur ein heilig webend Licht zu unsren Sinnen dringen lassen.

Gewiß Hr. v. Treitschke ist ein Stylist, er besitzt nicht nur die ganze Sprache, sondern auch noch nebenbei ein Raritätenkästlein ungewöhnlicher Wörter, mit denen er an gewünschter Stelle kunstvolle Effekte hervorzubringen weiß; er besitzt auch die Fachgeheimnisse, Dank denen die Maler z. B. lernen, den Zauber des Mondlichts über eine Landschaft zu verbreiten, und er bedient sich deren oft genug, z. B. da, wo es beim Hereinbruch des Christenthums in die alte Welt bei ihm heißt „und endlich ertönt aus der müden Welt der Aufschrei der Kreatur nach Versöhnung mit ihrem Schöpfer," oder ein andermal zur Charakteristik von Paris: „Die Stadt, die schon im Mittelalter ein Liebesgarten war und eine Herberge aller süßen Sünden." —

Gewiß bei der erblichen Sprödigkeit und Armuth der Form, an denen die historische und politische Abhandlung noch immer bei uns laborirt, verdient ein Mitarbeiter, der die Sprache so gut führt und beherrscht, daß man ihn gerne willkommen heiße. Auch daß unserem Schauspiel und Roman die flüssige Konversationssprache fehlt, wie der Revue und Zeitung der frische Lebenston, auch das gehört zu den Thatsachen, die wir erst ganz beseitigen können, wenn das Leben der Nation einmal wirklich in einem breiten Strom dahin wallen wird, und wollte man sich verführen lassen von dem Spieltrieb des Ideenzusammenhangs, mit dem Hr. v. Treitschke Einen anstecken könnte, man könnte sagen: seine preiswürdigen unitarischen Gesinnungen äußern sich auch in der Form des hohen Anstands, mit dem er in die publizistischen Verhandlungen eintritt. Wenn aber diese selbige Meisterschaft der Form durch ein übertriebenes Gebahren entstellt wird, so liegt in offenbarer Weise der Grund dazu in dem herrschenden Gedanken, aus dem folgerichtig Inhalt wie Form entspringen. Subjektiv ist es das Bewußtsein der Vornehmheit, objektiv die Absicht zu imponiren, welche die charakteristischen Kennzeichen dieser Manier ausmachen. Wir kommen

aus der Feierlichkeit nicht heraus, und alle theatralischen Mittel werden aufgeboten, den Leser in fortwährender Ehrfurcht zu erhalten. Daher der Verbrauch der ungewöhnlich starken Beiwörter (seiner Zeit schon im Aufsatz über das Ordensland Preußen, überhaupt ein wohlverwandter Stoff, welcher den Autor reizte, alles über Lebensgröße zu malen), daher die häufigen Perioden mit majestätisch langer Schleppe, daher endlich besonders die Manie, durch unverhältnißmäßig wichtige Auffassung unbedeutender Nebendinge den Leser zu erstaunen und zu betäuben. Der geringfügigste Ausspruch, jede unverbürgte Anekdote werden mit dem Epitheton: schrecklich, entsetzlich, toll, angekündigt, „zu mehr Forcht" pflegt die Carolina zu sagen. Nach einander lesen wir von einem schrecklichen Wort, einem tollen Wort, einem harten Wort, einem entsetzlichen Wort, einem erschreckenden Wort — und genau besehen sind es lauter Brimboria, mit denen wir so geängstigt werden. Es ist offenbar auf's Verblüffen abgesehen, und an gewisser Stelle sollen wir plötzlich einen gähnenden Abgrund zu unseren Füßen sehen, da wo das naive Auge nichts anders gewahrt hatte, als einen Rain am Wege. Natürlich nicht Alles in bösem Glauben, denn — bedürfte es eines mildernden Umstandes, er würde sich zuerst in der wesentlichen Bewandtniß aufdrängen, daß der Autor, Angesichts seines eigenen Begreifens, die Sachen in's Kolossale hinaufarbeitet bis zur Lächerlichkeit.

Nehmen wir vor allen Dingen den ganzen Anlaß und Ausgangspunkt dieser Studie über den Bonapartismus. Es wird uns mit bestimmten Worten gesagt, daß Napoleons III. Buch über Julius Cäsar und ganz besonders die Vorrede des Buchs, die Anregung zu dieser Schrift gegeben haben. Auch ist ihr Vorsatz, in letzter Instanz nachzuweisen, einmal daß der Bonapartismus als Ueberlieferung eines Systems, und zum andern, daß er als Nachfolgerschaft im Reich des antiken Cäsarenthums keine Lebensfähigkeit und keinen Beruf habe.

Es gehört die ganze Naivität eines gelehrten deutschen Still-

lebens dazu, um so der vom Zaun gebrochenen Phrase zu glauben, und diese gigantische Windmühle mit dem Aufgebote einer schwer gewappneten Schaar tiefstudirter Argumente zu bekämpfen. Legte man diese Schrift in der Uebersetzung vor das gebildete Frankreich hin, die Gesichter würden damit anfangen sich über der Erudition und Feierlichkeit verdutzt anzuschauen und würden damit enden in ein homerisches Gelächter auszubrechen.

Ach, die stille Verzweiflung, an welcher der Durst nach historischer Wahrheit ewig kränkeln wird, erleidet stets neue Qualen, wenn die ungeheuerliche Verzerrung schon der bloßen Zeitereignisse und auf einige Stunden Distanz hinaus unter den Händen der gründlichsten Darsteller sichtbar wird, und hier ist wieder ein Beispiel, an dem man lernen kann, die Studien unserer modernen Geschichtsforscher von der kulturhistorischen Schule mit Vorsicht zu gebrauchen. Es sind dies eben jene unendlich gründlichen Forscher, welche, nie zufrieden mit der einfachen Auffassung der Erscheinung, immer und überall nach dem Ungeahnten graben, das Gras der Jahrtausende wachsen hören und den Mittag um die vierzehnte Stunde suchen; sie sind es denen ohne Zweifel auch das Menschliche am ersten passirt, daß sie bogenweit über das Ziel hinausschießen. So im vorliegenden Fall. Sei es auch auf einen Augenblick denkbar, daß der Kaiser selbst den Bombast seiner famosen Vorrede für Ernst genommen habe, so mag das doch niemals einen genügenden Anlaß geben, mit einer geharnischten Antwort vom deutschen Katheder herab ihr entgegen zu treten. Des Kaisers Worte verdienten höchstens dann, daß unsere Publizistik sich in ernster Weise darum inkommodire, wenn ihnen vom französischen Publikum ein ernster Sinn untergelegt, wenn sie diesem Publikum nach dem Herzen gesprochen wären, oder doch wenigstens wenn sie ein Echo bei ihm gefunden hätten. Nun ist es freilich eine alte noch um nichts verringerte Unsitte bei uns zu Hause, daß die beständig auf Frankreich gerichteten Augen allem, was sich da zuträgt, eine ungebührliche Wichtigkeit beilegen und zu der viel geschmähten Centralisation

und Ueberhebung so zu sagen noch aus eigner deutscher Tasche beisteuern. Der Humor des Karikaturisten, wie der Tiefsinn des Historikers holt seine Bilder aus Paris; und was die deutschen Zeitungsleser nur Alles über das Leben des kleinen Prinzen in den Tuilerien seit dem Tage seiner Geburt oder vielleicht schon seiner Konzeption Geheimnißvolles erfahren haben, damit ließen sich Bände anfüllen, deren Inhalt den kaiserlichen Unterthanen selbst ebenso neu als kurios vorkommen würde. Abermals eine der tausend unnatürlichen Erscheinungen, die sich allesammt aus der Abwesenheit eines einheitlichen Sammelpunktes in unserer eigenen Mitte erklären.

Dem sei nun wie ihm wolle, so gilt es zunächst, einen beliebten und achtungswerthen Autor und mehr noch dessen großes Publikum darauf hinzuweisen, daß sie sich bei Gelegenheit jenes kaiserlichen Machwerks in ganz unnöthige Emotion und Kosten gesetzt haben, und daß sie nur sich selbst zum Narren halten, wenn sie die tausendjährigen Gräber der Geschichte aufwühlen, um eine ganz hohle Floskel zu bekämpfen, eine Floskel, die unter allgemeiner Heiterkeit in Frankreich unwiderruflich zu Boden gefallen ist, ja welche der Urheber selbst schwerlich je so ernst genommen hätte, wären nicht die Einflüsse einer höfischen Umgebung seiner Täuschung mit bekannter Freigebigkeit entgegen gekommen. Denn wie könnte dem anders sein? Ohne dem Kaiser den hohen Werth beizumessen (geschweige denn ihm die sympathische Verehrung zu widmen) welche Hr. v. Treitschke für ihn übrig hat, muß immerhin der Unbefangene ihm seltene Kenntniß von Welt und Menschen zutrauen. Auf wen aber sollte er es im Ernste mit der Offenbarung abgesehen haben, daß er gekommen sei, nicht sowohl als der Erbe des großen Oheims, sondern recht eigentlich, auf daß er das ewige Reich von des römischen Cajus Julius Cäsar göttlicher Majestät dauernd erneuere? Wem, frage ich, sollte das gesagt sein, wenn der Neffe nicht ein Fremdling im eigenen Lande sein will? Etwa den Bauern, die ihn zum Präsidenten gewählt haben? oder den Bürgern, welche erst hinterher die gegen sie durchgesetzte Wahl guthießen? Was

wissen jene vom Cäsarenthum, was wollen diese von ihm wissen? Dem platten Land war Napoleon der vertraute Mann der Legende; das und die stille Gunst des Clerus, welcher in dem Neffen des Imperators mehr Heil sah, als in dem Sohn des Königsmörders Cavaignac, entschied das Schicksal des 10. Dezember 1848.

Die Bourgoisie war bekanntlich ganz für Cavaignac, fing erst im letzten Augenblick an, den Bonaparte für möglich, schließlich für gefährlich zu halten. Als er obgesiegt, als die stupide Thatsache des populären Soldatennamens das Schicksal des Landes und der Welt für einige Jahrzehnt wieder entschieden hatte, als sein Scharfblick und das alles in ihm temperirende Schaukelsystem dem Neugewählten gezeigt hatten, daß es vorerst am meisten dränge, das kleinmüthige und geängstete Bürgerthum der ganzen Welt zu beruhigen, da ward dem Gott des Friedens und der Ordnung das Opfer dargebracht, gleichzeitig dem Klerus die Schuld abgezahlt und ein Draufgeld gegeben in der Erstürmung Roms und der Wiedereinsetzung des Papstes. Wie seit damaliger Zeit die Lebensweisheit des persönlichen Regiments darin bestanden, bald der einen, bald der andern Strömung nachzugeben, heute die Börse, morgen die Arbeit, ein andermal den Katholizismus und zeitweise wiederum die nationale Fiber für Macht und Krieg zu berücksichtigen und jede Schwankung da einzuhalten, wo sie Gefahr bot, über den persönlichen Impuls hinauszugehen und elementarische Kraft zu gewinnen, wie sich das Alles nach einander begeben hat, untermischt sattsam mit mancher Spiegelfechterei und manchem Mißgriff, das Alles zu beschreiben, wäre überflüssig; — aber es in einer Uebersicht zu vergegenwärtigen genügt, um kennbar zu machen, daß unter allen Bruchtheilen der Bevölkerung, welche auf den behutsamen Lenker des Staatsruders abwechselnd einen sichtbaren Druck ausgeübt haben, auch nicht ein einziger mit dem Nebelbild des renovirten Cäsarenthums gekirrt zu werden verlangt oder vermocht hätte — selbst nicht die Armee, welche überhaupt auf die Dauer unter allen wechselnden Einflüssen nicht von der Nation zu unterscheiden ist,

welche nicht den Rock des Königs, sondern den Rock des Landes trägt und alle Fehler wie alle Tugenden nicht von dem obersten Kriegsherrn, sondern aus der Mutter Leib empfängt.

Entweder, oder: entweder ein Regent herrscht auf Grund des von Hr. v. Treitschke vielgeliebten heiligen Herkommens, weil seinem erblichen Eigenthumsrecht an Land und Leuten noch keine thatsächliche Widerstandskraft in den Weg treten kann; er ist z. B. in der Lage, sein Parlament von den Ministern verhöhnen und seine Bürger von den Leutenants über den Haufen stechen zu lassen, ohne daß „der Aufschrei der Kreatur" die heitere Ruhe seiner heiligen Hallen störe —; oder aber die Möglichkeit seines unumschränkten Gebietens beruht auf dem mehr oder minder ausgesprochenen willentlichen Einverständniß der Nation, die, wie übel immer berathen, ihre Rechnung dabei zu finden glaubt, gegen gewisse Opfer gewisse Dienstleistungen von dem Absolutismus verrichten zu lassen. In dieser Lage befinden sich die Franzosen. Wie groß oder klein die Majorität sei, deren Gesinnung in diesem Absolutismus zum Ausdruck kommt, in wie weit der einmal abgeschlossene Pakt mit beiderseitigem Einverständniß fortdauere oder einseitig von dem Okkupanten behauptet werde, das Alles bedarf im vorliegenden Falle keiner genaueren Untersuchung. Auch unser Verfasser geht — sogar mehr als nöthig und richtig ist — von der Voraussetzung aus, daß die Macht beider Bonapartes, und um wie viel mehr des zweiten, auf einer geschickten Ausbeutung nationaler Schwächen beruhe, und so viel scheint gewiß: Das Temperament des Landes verträgt zur Noth — nicht eben erfreulicher Weise — ein Regiment, das es sittlich verachtet, aber es ertrüge nicht mehr ein Regiment, das seinem Interesse oder seinem äußern Ehrgefühle offenen Hohn böte. Das sind weder Moralitäts- noch Tapferkeitsfragen, sondern Dinge des — auch mit der Zeit gewordenen — politischen Ehrgefühls und des Temperaments.

Und zugegeben nun, daß der Absolutismus des zweiten Kaiserreichs nicht die insolenten Formen des ersten anzunehmen gemeint

sein kann, daß er den — guten oder üblen — Instinkten der Nation zu fröhnen, angewiesen ist: wo sollen wir die Klasse suchen, der er mit Cäsarischen Prätentionen entgegen käme? Ist doch überhaupt der Versuch, die Liebesbrunst einiger deutschen Gelehrten für das Cäsarische Genie der rücksichtslosen That zur Modesache zu erheben, an sich noch so neu, daß von einem ihm vorausgegangenen oder nachfolgenden günstigen Vorurtheile der Menge, nirgends in der Welt die Rede sein kann. Und am wenigsten gar in Frankreich. Denn Alles, was Hr. v. Treitschke über die römische Tradition im französischen Volksbewußtsein aussagt, ist pure Phantasie, ist das Produkt zwar seiner besonderen übertreibungsseligen Symptomenlehre, aber auch im Zusammenhang mit der allgemeinen Manier jener modernen Schule kulturhistorischer Schatzgräber, welche die größte Virtuosität in die Generalisirung einzelner möglichst absonderlicher Beobachtungen legen und nur glücklich sind, wenn es ihnen gelungen ist, zu beweisen, daß der Sturz eines Weltreichs sich aus einer veränderten Düngungsmethode herschreibt. Nicht im Einklang eben mit Napoleon III., der bekanntlich in jener Vorrede die Entdeckung gemacht hat, daß große Wirkungen nur aus großen Ursachen fließen. Mögen sie es unter einander ausmachen. So viel steht fest: weder die französische Geschichte überhaupt, noch insbesondere die von Hrn. v. Treitschke angeführten Merkmale deuten irgendwie auf einen überlieferten Kultus für das römische Imperatorenthum. Die Augusteischen Schnörkel an dem Ruhmestempel des vierzehnten Ludwig bedeuten eben so wenig, wie der Schuppenpanzer und die nackten Beine, welche unter der Allongeperrücke seiner Reiterstatue hervorgucken. Den Pomp aller historischen und vorhistorischen Magnifizenz auf sich zu laden, war die Eigenart jener Zeit, und spezifisches Römerthum war dahinter nicht mehr als spezifisches Griechenthum hinter den olympischen Liebes- und Siegeszügen, in welchen sich Maria von Medizis vor ihm hatte vergöttern lassen.

Wie, wenn man an deutsche Geschichte den Maßstab dieser

Kennzeichen anlegen wollte? Was, wenn die Franzosen um der Triumphbögen in den Vorstädten St. Denis und St. Martin willen zu Römlingen werden, was soll an uns armen Deutschen geschehen, die mit Römerzügen und Römersteuern, mit römischen Königen und Kaisern, mit dem römischen Recht, dem ganzen heiligen Unfug des römischen Reichs und mit dem kostspieligen Realismus der italienischen Kaiserpolitik ein Jahrtausend lang in der Irre gewandelt sind? Wenn man noch uns vom Cäsar reden wollte!

Nicht triftiger steht es mit jener andren Handhabe des republikanischen Römerthums der Conventszeit. Nicht der volksthümlichen Tradition, sondern der klassischen Schule entlieh das Pathos der Zeit seine deklamatorische Formel, zunächst der klassischen französischen Tragödie, welche — ihrerseits wiederum, an die Gelehrsamkeit der Renaissance sich anschließend, durchaus nicht ihren Geist, aber um so mehr ihre Nomenklatur aus der antiken Welt geborgt hatte. Wenn die Namen der Cincinatus, Brutus und Cassius häufig ertönen, so zeugt das für vermeintliche Blutsverwandtschaft mit Latium nicht mehr, als weiland die Redensarten von David und Goliath, Jerobeam und Bethsabe zu Zeiten des Praise-god Barebone-Parlamentes, für die Idee einer Stammesgemeinschaft zwischen Britten und Juden. Die Republik war gemeint und nicht eben Rom, ja der meist gebrauchte Ausdruck der Tyrannen und der Tyrannei, der bis in die Marseillaise wiederhallt, ist rein griechischer Anschauung entnommen. Das ausschließlich römische Vorbild entsprang nicht spontaner Weise aus der volksthümlichen Denkart, sondern kam erst spät zur Herrschaft, als Napoleon's kalt und verachtungsvoll rechnende Schauspielerart Formeln brauchte, um seine Monarchie einzuschwärzen; damals nahm er zum Consul, zu den Tribunen, hernach zu den Adlern und dem ganzen cäsarischen Gepränge seine Zuflucht, weil dieses der Revolution weniger diametral gegenüberstand als die Terminologie der bourbonischen Monarchie.

Wie stark immerhin thatsächlich das ursprünglich gallische Wesen mit römischem versetzt worden sei, ehe es die Mischung mit dem

fränkischen erlitt, von diesen drei Elementen war stets und ist noch heute das römische das wenigst populäre. Viel eher spielt noch neben dem hervorstehenden Gallierthum die fränkische Reminiszenz eine Rolle. Unser niederdeutscher Karl war nebst seinem Roland der Held der nationalen Sage, und alle Tertianer der 89 Departemente würden über den Ignoranten herfallen, welcher ihnen ihren urangehörigen Charlemagne streitig machen wollte. Die Gelehrten mit stark nationaler Färbung, die Thierrys und Henri Martins haben sich ausschließlich der fränkischen, normännischen und gallischen Ursprünge bemächtigt. Nirgends eine Spur von volksthümlicher Behandlung romanischer Tradition.

Der Esprit gaulois ist der Stolz, der Spiegel aller nationalen Ruhmredigkeit, und niemals mehr als in der neuesten Zeit hat sich der Cultus des gallischen Bluts aufgethan, welcher in Rabelais die erste und in Voltaire die letzte und vollendetste Incarnation, seiner göttlichen Begabung verherrlicht. Während die Rückkehr zu diesen Vorbildern in der patriotischen Literatur gepredigt wird, kehrt im Mund des halbgebildeten und redseligen Philisters bei jedem schlechten Witz und bei jeder schalen Posse das Stichwort „Esprit gaulois“ selbstgefällig wieder.

Daß unter so bewandten Umständen Cäsar, der Besieger der Gallier, der Mörder des gefeierten Vercingetorix, der grausame Schlächter der Gefangenen jetzt ebenso wenig wie vordem eine populäre Figur geworden ist, liegt auf der Hand, und nicht einmal die Studirstube geschweige denn die wißbegierige Jugend hat sich der Vergötterung des römischen Diktators mit jener Extase ergeben, die bei deutschen Historikern halb aus dem Bedürfniß vornehm abgesonderter Erkenntniß, halb aus der Anziehungskraft entsprang, welche der gewaltige und gewaltsame Thatenmensch auf das blos reflektirende Schriftgelehrtenthum ausübt, der Staatsstreich in Stahl und Eisen auf den Staatsstreich in Schlafrock und Pantoffeln, wie Manteuffel sich ausdrücken würde. Napoleon III. ist zu bewandert im Deutschen, als daß man sein volles Eigenthum an gewissen Ideen verbriefen möchte.

Seine literarischen Parteigänger, die in der ersten Zeit auch auf den Gedanken verfallen waren, aus cäsarischen Erinnerungen Kapital zu machen, hatten die Sache ganz umgekehrt verstanden. Dazumal als Romieu die berüchtigte Ere des Césars in's Land schleuderte, ward der Diktator wie die Geisel Gottes geschildert, gesendet um das rothe Gespenst zu bewältigen, ein Held des Zorns und der Strafe für das Jahrhundert der Zuchtlosigkeit, nicht der Julius Cäsar des Herrn v. Treitschke, nicht das Universalgenie aller Cultur, nicht der süßideale Gottmensch, der beinahe aussieht wie ein Renan'scher Jesus zu Pferd.

Wie doch auf einmal kam ein bewährter Praktiker gleich Louis Napoleon dazu, aus jener famosen Vorrede ein cäsarisches Manifest zu machen?

Unmöglich in der Voraussetzung, damit einer populären und literarischen Ueberlieferung zu huldigen, wie Herr v. Treitschke es sich denkt. Die Sache hat eine einfach menschliche Bewandtniß, wenn man sie nur eben menschlich einfach ansehen will. Der Kaiser hat von Jugend auf geschriftstellert, und selten begeht Jemand diese Sünde, ohne auch der zweiten zu fröhnen, der Sünde der Autoreneitelkeit. Neben dem Kaiser der Franzosen, dem Schiedsrichter Europa's, auch ein gelehrter und eleganter Literat zu sein, das gehörte zu seinen Lieblingsideen, und der aufmerksame Leser des Moniteur seit fünfzehn Jahren muß längst darüber im Klaren sein.

Die Freude sich gedruckt zu sehen, wirkt zehnfach stark, wenn man auch den kleinsten Brief in der schönsten Schwabacher Schrift aus der Presse kommen sieht, und für einen so ungeheuern Leserkreis ohne Rücksicht auf Verleger und Strafgerichte zu publiziren im Stande ist. Läge kein Indicium vor als der wahrhaft kindische Luxus von überflüssigen Belegstellen, mit denen das Buch über Cäsar beschwert ist, so würde das Eitelkeits-Motiv, das hier obgewaltet hat, genügend dokumentirt sein. Auch die klassische Trireme, welche ein Jahr lang vor den Höhen von St. Cloud in der Seine herumlungerte, und, weit entfernt die gelehrte Welt zu entzücken, nicht einmal dazu gelangte,

das Maulaffenthum zu beschäftigen, müßte in dem Streit um den ernsten Werth der kaiserlichen Historiographie als Ueberführungsstück auf den Tisch des Hauses niedergelegt werden. Nachdem eine Epoche machende Erfindung im Artilleriewesen an den Namen des Kaisers war angeknüpft worden, mochte es besonders lieblich schmecken, auch auf dem Felde der friedlichen Wissenschaft die hehrsten Lorbeeren zu pflücken. Allein mit der Republik der Gelehrten ist nicht so leicht fertig zu werden, als mit dem Stab der Generäle. Der große Kanonier schoß nicht grade in's Schwarze, als er der Welt seine Geschichtsphilosophie und Alterthumskunde offenbaren wollte, und es sei erlaubt, indem der unglückseligen Trireme und der kostspieligen Vermessung und Umwühlung der Cäsarischen Schlachtfelder gedacht wird, an jenes schöne Wort zu erinnern, das ein loyaler Banquier kurz vor dem Erscheinen des Lebens Cäsar's aussprach. „Seien Sie sicher", sagte er mit hohem Ernste, „das wird ein merkwürdiges Buch. Wenn man über so unbeschränkte Geldmittel verfügt wie der Kaiser, muß man auch in der Literatur etwas Großes zu Stande bringen." Hoffen wir, daß für diesmal das Kapital abgeschreckt ist, mit der Arbeit zu konkurriren!

Ganz ohne Zusammenhang mit dem Anspruch auf die eigne Rolle und eigne Prätension mag allerdings die Wahl des kaiserlichen Stoffes nicht gewesen sein. Kann doch im Anfang — von der Möglichkeit zufälliger Anregungen zu schweigen — die Würde und Großartigkeit des Gegenstands allein genügt haben, ihn als ebenbürtige Aufgabe für den gekrönten Bewerber um den akademischen Sessel zu kennzeichnen. Und als nun Jahre lang die lobedienerische eigne und die hungrige fremde Presse tagtäglich das stille Kabinetswerden des allerhöchsten historischen Riesenkindleins groß gesungen, als die Verleger und Drucker von Petersburg bis Madrid mit ihren roth und blau gedruckten Tafeln durch die Straßen Europa's gezogen, als der Tumult der Ankündigung und die Neugierde der Erwartung auf den höchsten Punkt getrieben waren, da konnte wohl das Natürliche geschehen, das zehnfach Natürliche bei einem längst über Lebensgröße

emporgeschmeichelten Machthaber, es konnte ihm geschehen, daß er den richtigen Maßstab, seiner selbst, seiner Arbeit und seines Publikums verlor und, angekommen auf der Höhe des Autorenselbstgefühls, sich ergoß in jene überaus flache und schier bis zur Komik erhabene Vorrede, welche eher nach einer Preiskomposition des Unterquartaners Karlchen Mießnick, als nach dem letzten Wort eines dämonischen Usurpators aussieht. Die Wirkung war einzig in ihrer Art. Vor der baaren Leere stand die enttäuschte Welt so unvorbereitet, daß selbst die herbsten Gegner einen Moment lang verblüfft blieben, ehe sie ihr Schlachtgeschrei erhoben. Man hatte sein Schwert gewetzt, um mit der Schärfe des Stahls den literarischen Zweikampf zu fechten, und als der Held in die Schranke ritt, da erschien es unmöglich, sich blanker Waffen zu bedienen. Wer erinnert sich nicht noch jener unnahbaren Gemeinplätze: daß Logik nöthig sei, um Gerechtigkeit zu üben; daß große Wirkungen nur aus großen Ursachen entspringen; jener unwiderleglichen Berufung auf die Apotheke der Vorsehung, und schließlich der Wiederbelebung jener Floskel vom menschlichen Undank und vom gekreuzigten Messias, von der man längst geglaubt hatte, sie sei dem Martertode in hunderttausend Standreden erlegen. Um sich bei einem Manne von praktisch bewährter Fähigkeit eine solche Verirrung zu erklären, muß man nicht vergessen, daß er von allen Lehren seines Vorbilds vielleicht keine so sehr beherzigt und nach dem eignen Sinn gefunden hatte, als die der Menschenverachtung und des Dekorationsluxus. Vergesse man nicht die zwei lebendigen Adler, die er bei seinem ersten Landungsversuch von England aus eingeschifft und am Strand von Boulogne hatte fliegen lassen. Wer seines Gleichen verachtet, wer vergißt, daß er aus demselben Teige gemacht ist, wie die Andern, der weiht sich dem Irrthum. Ein gewisser Prophetenton, eine Dosis Charlatanerie gehörten zur Manier einer großen Anzahl berühmter Franzosen unsrer Zeit. Die Lamartine, Victor Hugo, Proudhon, Girardin, auch Michelet und Quinet sind die modernen Typen dieses gesalbten Prophetenstyls. Aber ihrem ächt französischen

Geblüt entquillt die Emphase natürlich und wohlgenährt von geistigem Gehalt. Dagegen dieser kalte Rechner, der sich selbst in den Worten gezeichnet hat: Die Welt gehört dem intelligenten Phlegmatiker, der ist von Charakter wenigstens kein Gallier und viel zu gescheit, um geistreich zu sein. Daher fiel er zu Boden, als er, in eine Romuluswolke gehüllt, vor dem literarischen Europa auffliegen wollte.

Das ist die wahre und handgreifliche Geschichte von dieser Vorrede (vom Buch selbst war überhaupt nie die Rede). Und aus diesem himmlischen Fiasko eine große Morrethat zu machen, ein trojanisches Roß, welches angefüllt wäre mit schauerlichen Waffen und weltgeschichtlicher Gefährde, das passirt eben nur solch' einem Ritter, der um jeden Preis für seinen aristokratischen Spieß ein fabelhaftes Ungethüm braucht, und „findt er keins, so macht er eins:"

„Und Alles bild' ich nach genau
Und kleid' es in ein scheußlich Grau.
Halb Wurm erschiens, halb Molch und Drache
Gezeuget in der giftigen Lache.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschoß,
Besteige mein arabisch Roß,
Von adeliger Zucht entstammt.
Und als ich seinen Zorn entflammt,
Rasch auf den Drachen spring ich los."

Wenn wir so lange und ausführlich bei der hohen Komik dieses gravitätischen Mißgriffs verweilten, so geschah es, weil dieser falsche Ausgangs- und Zielpunkt zugleich den Gesammtmaßstab für den ganzen Ton, die Absicht und den Stand unseres Critikers abgibt. Alles ist verzerrt, Alles einseitig. Die Begriffe sind trügerisch gruppirt, wie die Zahlen in einem künstlichen Budget, welches von Defizits durchlöchert ist und mit einem Ueberschuß von Millionen abschließt. Die beste Entschuldigung, welche man für Treitschkes verbohrte Auffassung des kaiserlichen Manifestes anführen könnte, ist auch ihre größte Verdammung, die Wahrheit nämlich, daß der Autor

sich halb wissentlich blind gemacht hat, weil er eine Gelegenheit vom Zaune brechen wollte, um auf seinem hohen Streitwagen unter den Demokratenhaufen einzubrechen und die aristokratischen Pfeile mit Muße auf uns arme Kerle abzusenden.

Nicht Napoleon dem Dritten gilt der Angriff, sondern dem revolutionären Frankreich; nicht dem Absolutismus sondern der europäischen Demokratie; und damit ja Niemand darüber im Zweifel bleibe, wie sehr für den Potentaten gegen die Menge Parthei genommen wird, verfehlt man nie, als Mann von gutem Ton, das Haupt zu entblößen, da wo von dem regierenden Herrn selbst die Rede ist; ja an geeigneter Stelle wird das feine Battisttuch über die Augen gewischt und mit weinerlicher Geberde eingeschaltet, wie „peinlich" oder „freudlos" die Wahrnehmung zu Herzen dringe, daß die Majestät sich eine menschliche Blöße gegeben habe. Dagegen wird auf der andern Seite keine Gelegenheit versäumt, im Vorübergehen etwa auf die große Revolution zu spucken oder auch auf die „sogenanniten Grundsätze von 1789". Daß die Napoleone und die Demokratie als innig verwandt, ja als identisch behandelt werden, um die Demokrotie herabzuwürdigen, ist ein Raub an Herrn v. Persigny und Consorten; welche dieselbe Taktik längst im umgekehrten Sinn erfunden haben, um den Bonapartismus zu Ehren zu bringen. Nichts ist ja leichter als mit dieser tiefsinnigen geschichtsphilosophischen Kasuistik, welche nichts ignorirt als die einfache Wahrheit, zu beweisen, daß Alles und Jedes in Allem und Jedem steckt.

Der Physiologie des Bonapartismus ist ein Rückblick auf die Entwickelung des französischen Volksgeistes vorausgeschickt, und beiden gemeinsam ist die konsequente Verläugnung des ersten und wesentlichen Hilfsmittels einer jeden physiologischen Behandlung, nämlich der Vergleichung. Von ähnlichen deutschen Zuständen ist da nicht mehr die Rede als ob Freiburg statt im Breisgau am Fuße des Himalaja läge, und von dem eng verwandten oder streng kopirten Elend deutscher Lande nicht mehr, als lebten wir zu Hause im

Staat Utopia. Dann und wann ist ein verständnißtiefes Wort eingeschaltet, das uns zu errathen gibt, wie unser Einer so unendlich viel besser dran ist als diese da — so z. B. in jener Stelle, wo „die große germanische Bundesrepublik" in einem Ton gerühmt wird, daß man unwillkürlich meinen muß, es käme uns etwas von ihr in den Magen; oder da wo dem Gräuel der politischen Gleichheit „die viel schöneren Zustände unseres Vaterlandes" gegenüber gestellt werden. Leider sind keine näheren Belegstellen zu dieser Zustandsschönheit beigegeben, aber man darf wohl annehmen, daß der Leser ersucht ist, etwa an den Aufschrei der geprügelten Kreatur in Mecklenburg oder an die süßen Sünden der Herren Offiziere im Liebesgarten zu Glogau zu denken.

Jedenfalls, da Herr v. Treitschke sich die Mühe genommen hat, den frechen Kastengeist des alten französischen Adels zu schildern, würde es ihn wenig historische Anstrengung gekostet haben, auch das holdselige Bild unserer deutschen Kavaliere gegenüber zu halten. Da erst wäre Neues zu sagen über „die schönern Zustände unseres Vaterlandes". Vielleicht hätten wir da gelernt, daß bei uns keine adelige Wegelagerei, kein heimathsloser Landsknechtsdienst, keine Leibeigenschaft in hundertfacher Gestalt, keine Zehnten, Frohnden und Bannrechte, keine bevorzugten Gerichtsstände, keine Steuerfreiheit, kein Jagdunfug und kein Standesvorurtheil existirt habe. Vielleicht auch wären wir eines Bessern belehrt worden über die bisher allgemein angenommene Meinung, daß kein Land von dem Fluch des Feudalismus schmählicher getroffen worden als das, in dem der Adel vom Lehensadel zur Landeshoheit avanciren konnte. Getrost kann man den Satz aufstellen: Aller Unfug, den die Großen der Welt und besonders in Frankreich je ersonnen haben, ist in Deutschland getreu kopirt worden, von Franz I. an bis auf Napoleon III., nur daß die fremde Zuthat noch auf einen guten Stock angestammter Fehler, wie sie eben jedes Volk von Natur aufzuweisen hat, geimpft wurde. Das Alles ist weltbekannt und das überlegenthuende Geflunker mit „kleinen Keltenschädeln" und ähn-

lichem Raritätenkram müht sich vergeblich ab, die heimische Trostlosigkeit mit dem eitlen Kitzel einer in Anspruch zu nehmenden höheren Stammesbegabtheit und Bestimmung abzufinden. Ueberhaupt ist dieser ganze Lärm um den Vorrang der Racen über allevernünftigen Maßen hinaus zu Ehren gebracht worden, hauptsächlich durch deutsche Polterer, welche in Ermangelung unserer würdigen Stellung im Europäischen Staatsverkehr ihren nationalen Adelsbrief mit dem Recht auf Anerkennung als besonders Gottgefällige Spezies aufgetrumpft haben. Es war ja zeitweise ein nothwendiges Bekenntniß für einen guten Germanen, an den unvermeidlichen Untergang der romanischen Racen zu glauben; und wenn Herr v. Treitschke seinem, in der Stille von ihm verehrten, Kaiser vorhält, daß er in dem Erlaß an die Mexikaner Propaganda mache für den Kampf der lateinischen Race gegen die germanische, so wird er bei einigem Nachdenken finden, dies sei vielleicht nicht das einzigemal, daß Cäsarische Weisheit aus germanischen Kellern gezapft worden ist.

Bei solcher Bewandtniß ist es überflüssiger Aufwand uns mit den Schäden des Bonapartismus erster und zweiter Generation bekannt zu machen. Wir können sie beide noch lebendig zu Hause bei uns studiren. Es wird ja Alles bis auf den heutigen Tag in deutschen Kanzleien so schnell aus dem französischen übertragen, wie nur ein Lustspiel von Dumas dem Sohn auf deutschen Bühnen. Kaum ist in Paris ein neuer Kniff ersonnen, so kommt er in Berlin erst als Vorschlag der Kreuzzeitung oder des Herrenhauses, dann als Ministerialreskript zu Tage. Wie oft sind die Juliordonnanzen Karls X. copirt worden! und dann erinnere man sich nur an die Preßmaßregeln, das System der Kautionen, der Verwarnungen, Conzessionsentziehungen und schließlich an das Nachtreten der leisesten Schattirungen, z. B. in dem Zwang die Kammerverhandlungen entweder vollständig oder gar nicht in den Zeitungen abzudrucken. Kaum anders steht es mit der Erfindung der Regierungskandidaten bei den Volkswahlen. Schließlich hat es auch am Versuch nicht gefehlt, häuslichen Jammer

mit äußerem Erfolg zu übertünchen und uns das Brod des Elends mit einem Schnaps von militärischer Glorie aus der Pulle des herrlichen Kriegsheers verdaulich zu machen. Alles wie in Frankreich, nur mutatis mutandis und nach bekanntem dürftigen Maßstab. Thatsächlich viel weniger an die Feldzüge der Krimm und Italiens erinnernd, als an die Diätetik der Sklavenschiffer, die ihre Neger aus Gesundheitsrücksichten zum tanzen zwingen. Wenn man dann noch vermeint nicht centralisirt zu sein, weil etwa die herzogliche Nassauische Zündhölzchensüberwachungskommission von Wiesbaden bis an die Lahn nicht so weit hat, als ein Dekret von Paris bis Perpignan, so ist das nicht ein Unterschied des Systems, sondern eben nur der Distanzen. Von oben herab administrirt und gehudelt wird in Deutschland wenigstens ebenso viel wie in Frankreich, schon deßhalb, weil die einzige Verfassung, welche in dem bei weitem größten Theil Deutschlands dermalen praktische Geltung hat, nämlich die des Polizeistaates, ohne Centralisation gar nicht gedacht werden kann.

Oder wie viel Länder gäbe es in Deutschland, in welchen das Gemeindeleben selbständiger, die Bürgermeisterwahlen etwa weniger unfrei wären als in Frankreich? Ueberall Ernennungs- oder Bestätigungsrechte der Regierung, überall die Provinzen unter Präsidenten, welche in grader Linie den Minister vorstellen und vom Präfekten Alles haben, nur nicht den Namen. Solcher Gestalt ist es bei uns ebenso unerquicklich bestellt wie jenseits des Rheins, nur daß die patriarchalische Ueberlieferung der kleinen Absolutisten leicht in allen Dingen auf abgeschmacktere Launen verfällt. Daß ein abgebranntes Dorf wegen mangelnder kurfürstlicher Unterschrift nicht darf aufgebaut werden, daß ein Hafen versandet, weil der Magistrat zum Nationalverein gehört, das sind Dinge, die doch nur in unserer „großen germanischen Bundesrepublik" denkbar sind.

Warum das Alles erwähnen? Damit Deutschland mit Frankreich um die Palme der Erniedrigung ringe? Das wäre ein trübes, häßliches, unfruchtbares Beginnen. Es muß erwähnt werden, weil

es Herr v. Treitschke verschweigt, absichtlich verschweigt, um uns ein falsches Bild von unseren, ein falsches Bild von fremden Zuständen und als Resultat zu verstehen gegeben, daß, wenn wir so viel „schönere Zustände" haben als jene Kelten mit ihren kleinen Schädeln, solcher Vorzug blos davon herkommt, daß wir nicht Antheil genommen haben an der traurigen Revolution von 1789, an der Republik, an der Freiheit und besonders an dem Inbegriff alles Schreckens: an der Gleichheit.

Es thut wohl, in einem Punkte den Vorzug deutscher Zustände unbedingt festhalten zu können. Schlichte Redlichkeit in öffentlichen Geld- und Dienstangelegenheiten ist bei uns ungleich mehr zu Hause als in Frankreich. Nach allen Richtungen hin wird weniger verwirthschaftet; das hängt freilich mit der Centralisation zusammen, aber nicht mit der Centralisation der Verwaltung, sondern mit der Centralisation des Lebens, der eigenthümlichen Rolle von Paris, nicht blos als Conflux von Frankreich, sondern als Conflux der Welt. Die Lebsucht grassirt in Paris in schrankenloser Weise, und so oft eine Regierung der Versuchung ausgesetzt ist, einen gewissenlosen Anhang und ernstlose Sitten zu unterhalten, wird sie diesen Boden der Frivolität und Ueppigkeit bereit finden, mit fabelhaftem Durste Milliarden aufzusaugen. Nicht blos ist die Käuflichkeit so viel größer als anderwärts, sondern der Appetit und die Verdauungsfähigkeit der Käuflichen sind es; und schließlich vergesse man nie bei Vergleichung irgend andrer Zustände mit den in Paris sichtbaren, den ungeheuer wirksamen Faktor der unendlich verschiedenen Cognoscibilität mit in die Rechnung zu bringen. Denn viel mehr noch als alle Geistreichigkeit und Rührigkeit ist alle Korruption des Landes in Paris konzentrirt, und in solcher Weise konzentrirt, als wenn die Absicht dabei zu Grunde läge, das Alles auf einem Schaugerüste vor den Augen der Welt auszustellen. Es ist vielleicht für andere Länder ein Zeugniß der Schamhaftigkeit, daß die Wege der Sittenlosen und Käuflichen sich mehr im Dunkeln halten, allein das verborgene Treiben der Einen wie das offenkundige der Andern

hängt nicht sowohl ausschließlich mit der größern oder geringern moralischen Unempfindlichkeit, als überhaupt mit dem Unterschied der in allen Lebensfunktionen herrschenden Heimlichkeit oder Oeffentlichkeit zusammen. In Paris gibt es keine Geheimnisse und daher auch keine geheimen Staats- und Gesellschaftslaster. Die unendliche Vermengung aller Klassen der Gesellschaft, ihre tägliche Berührung auf allen Gebieten, das ewige Treiben außer dem Hause, die Redseligkeit und der Uebermuth machen alle Staatsgeheimnisse unmöglich. Wer außer der höchsten Aristokratie kommt mit englischen Ministern zusammen? Wer verkehrt an einem deutschen Hof außer den Offizieren vom Dienst? Aber wenn Morgens um Eilf geheime Kabinetssitzung in den Tuilerien gewesen, so steht Wahres und Falsches darüber am andern Tag in allen deutschen Zeitungen, und ohne Usurpation. Denn von dem Korrespondenten, der im Kaffeehause seine Neuigkeiten holt, bis zu der Palastdame, oder von dem Geheimsekretär bis zu dem Agent de change, der die diplomatischen Geheimnisse sofort in dreiprozentige Rente umsetzen hilft, ist der Weg unbeschreiblich kurz und einfach. — Unter Vorbehalt dieses für die quantitative Feststellung des Unterschiedes sehr wichtigen optischen Standpunktes, bleibt es eine unbestreitbare und der Beherzigung außerordentlich würdige Thatsache, daß in der Verwaltung aller öffentlichen und nicht blos der staatlichen und kommunalen Angelegenheiten auf deutscher Seite eine Gründlichkeit und Unbescholtenheit waltet, wie sie in solchem Grade weder in Frankreich noch auch England anzutreffen ist. Es ist dieselbe Redlichkeit und Gründlichkeit, welche den Leistungen der Deutschen auf allen nicht politischen Gebieten zu Statten kommt, deutschem Erwerbsfleiß, deutscher Wirthschaft, und vor allem deutscher Wissenschaft. Es ist dieselbe Geistes- und Charaktertüchtigkeit, aus der sich erklären läßt, wie deutsche Arme und Köpfe unablässig an aller Art Kultur aller Erdenländer mitarbeiten, und wie trotz dieser höchst bedauernswerthen, nach Nah und Fern hin ewig abfließenden Auswanderung, der zurückbleibende Kern sich so kräftig weiter entwickelt.

Leider ist auch der gesundeste Kern nicht unverwüstlicher, als sonst jegliches Menschliche, und, wie eine schon so oft erneuerte Erfahrung lehrt, der Demoralisation von oben durchaus nicht unzugänglich. Noch immer haben die meisten Deutschen keine richtige Vorstellung davon, in welchem Grad das ideale und reale Dasein unserer Nation unter dem Druck der politischen Armseligkeit hinter dem, was es sein könnte, zurückbleibt.

Vergessen darf aber nicht werden, wenn von Frankreich die Rede ist, daß trotz aller feindseligen Nachspürerei die erste wie die zweite Republik mit reinen Händen dasteht; die erste natürlich nur bis zum Direktorium. Von den beiden Finanzministern des Jahres 1848 ist der eine in sehr engen Verhältnissen gestorben, der andere lebt in ehrbarer Armuth, und aller gewissenlose Klatsch der Reaktion hat nichts erübrigen können, als daß Armand Marrast mit zwei Gäulen aus Ludwig Philipps Stall umhergefahren ist.

Wie auf dem Gebiet der strafbaren Handlungen, wie auf dem der Volkswirthschaft, so auch zuletzt in dem vergleichenden Studium der Gesellschaftszustände ist nichts bedenklicher, als das Heraustreten aus dem Verhältniß der meßbaren Begriffe. Nicht was ein Jeder thut oder läßt, sondern was ein Jeglicher befugt ist zu thun und zu lassen, darauf allein kommt es an. Mit andern Worten, was die Rechtsverfassung des Staates besagt, das allein kann hier ein fruchtbarer Gegenstand der Erörterung sein. Moralität als Phänomen der Zurechnung und Wirksamkeit entfernt sich aus dem Bereich wissenschaftlicher Würdigung. Es gibt Länder, in denen der Aufwand einer fürstlichen Mätresse von niedriger Herkunft eher einen Aufstand hervorruft, als ein Verfassungsbruch. Es sind dies aber deshalb weder die sittenreinsten noch die civilisirtesten. Recht, Recht und abermals Recht, das ist das Kleid der zur Mannheit gereiften Gesellschaft. Es ist nicht bunt an Farbe noch abenteuerlich an Schnitt, wie der romantische Sinn, die Pietät für das Bestehende und der vornehme Geschmack für Unterscheidung es verlangen; aber es ist einfach und bequem und

gibt Jedem die Freiheit, sich nach Herzenslust darunter zu bewegen. Hernach mag er seinem Gefühl, allein oder im Bunde mit Andern, zum Besten der Menschheit aus eignem Antrieb huldigen. „Der freiwillige Ehrendienst bevorzugter Klassen" als organische Staatseinrichtung, für den Herr v. Treitschke schwärmt, gehört zu derselben Kategorie, wie der Löffel Spitalsuppe, welchen die Landesmutter allergnädigst mit den allerhöchsten Lippen berührt. Er ist Zufall, Willkür und Rechtlosigkeit, wie Alles und Jedes, das den ebenen Boden des Gesetzes, d. h. der Gleichheit verläßt.

Aber die Gleichheit, das ist eben der Sündenpfuhl, aus dem alles Elend erstanden, die Gleichheit ist es, welche die Freiheit umgebracht, Gleichheit ist der Fluch, Gleichheit ist die Schande des französischen Volkes und vor Allem der großen Revolution. Das steht auf allen Seiten dieser Schrift zu lesen, das ist ihr Alpha und ihr Omega, das der verborgene Keim ihrer ganzen Entstehung.

Zwei Axiome unergründlicher Weisheit, unbewiesen wie alle absolute Offenbarung, tragen unter sich verbunden den Dom der Bekenntnisse des Herrn v. Treitschke. Das eine Axiom ist das vom Sündenfall durch die in die Welt gekommene Idee der Gleichheit; das zweite hüllt sich in den Satz, daß die Monarchie die Staatsform der Neuzeit sei, wie die Republik die Staatsform des Alterthums gewesen. Wenn doch Logik und Phantasie erlaubten, diesem Gedankenflug zu folgen. Was eben seit den Tagen des Königs Menes bis zu denen des heutigen Königs von Dahomey, von Semiramis bis Pomare, von Nebukadnezar bis Wilhelm I., von Og und Magog bis zu Maximilian von Mexiko, was in all den zahllosen Monarchien aller Zeiten so charakteristisch Modernes, was in den sieben Provinzen Niederlands, was in den Vereinigten Staaten Amerika's Antikes verborgen sei: das bleibt das Geheimniß der Staatsmannschaft par excellence, deren Vorhang gewöhnliche Sterbliche zu lüften verzweifeln müssen. Auf diesen priesterlichen Geheimbund der Staatsmänner und den „freiwilligen Ehrendienst", den sie unserer Vernunft anbieten, kommen wir noch zu reden.

Um doch mit dem Fluche der Gleichheit und dem Beruf der Monarchie einen Versuch höflicher Auseinandersetzung zu machen, soll die Sache so methodisch als möglich angepackt werden. Gesetzt, ein Professor hätte ein Kompendium zu schreiben — und tiefer kann man doch nicht ansetzen, um die Welt mit letzten Gründen in den Angeln zu bewegen — wie würde er sich die Aufgabe stellen? Das Pferd, meine Herren, pflegte der Stallmeister an der Universität Kiel den „allgemeinen Theil" seines Kursus zu beginnen, das Pferd, meine Herren, kann unter drei verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden, erstens: auf der Erde, im Gang; zweitens: über der Erde, im Sprung; drittens: unter der Erde — kommt nicht vor!

Und auch das „unter der Erde", in welchem sich das Steckenpferd des aristokratisch monarchischen Volksbewußtseins methodisch vorwärts bewegen soll, kommt nicht vor. Das Problem und die Aufgabe aller bewußten staatlichen Entwickelung ist kein Arkanum. Nach allem Kampf der Meinungen, nach allem Trug der Definitionen über falsche und wahre Freiheit, über formales und substantielles Recht, ist doch Ein unbestrittner Punkt als unumstößliche Forderung aufrecht geblieben. Ein Volk sei vor Allem es selbst, nicht Eigenthum eines Andern, oder eines Theils; es sei Grund und Meister seines Geschicks, causa sui, wie der Logiker sagt, es sei bedient und nicht beherrscht, gleichviel von wem. Nehmen wir diesen Vordersatz auch nicht einmal als ein jeder Zeit ausführbares Postulat, machen wir, deutlicher zu reden, auch das unnöthige Zugeständniß, das allgemeine Stimmrecht als offne Frage zu behandeln, so bleibt uns immer noch unerschüttert die Identität der zwei Begriffe von Volk und Selbstzweck, die sich einander vollständig decken. Dieses zugegeben, fragen wir weiter, welche Art von staatlichem Fortschritt kann überhaupt Gegenstand einer zweckdienlichen Erörterung sein? Doch nicht, trotz aller Verehrung, die man ihr weiht, die sogenannte organisch historische von innen herausige? Der Prozeß des Wachsthums gehört ins Reich der unnahbaren Natur; des Menschen ist die Mechanik. Die Chemie zerlegt Fleisch, aber sie macht kein Fleisch,

und gleicherweise gehört das Bild der organischen Menschheitsentwickelung wohl unter das Mikroskop der rückwärts untersuchenden Geschichtsforschung, nicht aber zur Arbeit des vorwärts gehenden Willens. Wo von einem sogenannten unbewußten Werdeprozeß des Volks die Rede ist, löst sich das Räthsel dahin, daß die große Masse ohne Bewußtsein stehen bleibt, während einige Wenige mit Bewußtsein sie ausbeuten. Der Theil, der seiner nicht bewußt war, der entwickelte sich auch nicht, und der kleine Theil, der sich auf Kosten des Ganzen entwickelte, der wußte auch sehr gut, was er wollte. Das ist das Mysterium jenes geheimnißvollen Etwas, welches in hundertfacher Gestalt immer als die schauervolle, hinter und trotz allem menschlichen Wissen und Wollen wirkende, unbeschreibliche Kraft herbeigeholt wird, bald als Vorsehung, bald als Wachsthum, bald als Genie, immer aber als Gespenst, unmeßbar, unwägbar, schreckenerregend, bestimmt den gesunden Verstand zu verwirren, und im Solde, sei es der Cäsaren oder der Aristokraten oder sonstiger Charlatane. Kein Können ohne Wollen, kein Wollen ohne Wissen, so spricht die Kultur; und wenn es sich darum handelt, einen Fuß vor den andern zu setzen, so öffnet sie daher vor Allem die Sinne. Das girrende Lied von der Pietät vor dem Bestehenden löst sich dann auf in die einfache Formel der Pietät für das wohlverstandene Interesse, und aus Rücksicht auf dieses kann es geschehen, daß der vielgenannte und viel mißbrauchte „gesunde Sinn", je nachdem er besser zum Ziel zu kommen glaubt, schneller oder langsamer vorangeht. Aber der Zielpunkt seines Ganges bleibt unabweichlich der gleiche: um seiner selbst willen existiren und daher selbst die Macht in Händen haben. So lange es Kulturstaaten gab, war dies das Gesetz des Fortschritts. Wo ein Volk die Augen öffnete, streckte es die Hand aus nach dieser Bestimmung und Selbstbestimmung, und daher ist jeder Fortschritt gleichbedeutend mit Bekämpfung aller Aristokratie, sei es der vielköpfigen des Adels oder der einköpfigen der Monarchie. Der innere Zwist zwischen den beiden Formen der Aristokratie, zwischen Monarchie und Adel, bald

zu Gunsten des Einen, bald zu Gunsten des Andern entschieden, gehört nicht in unsere Betrachtung, er fällt in das Nachtgebiet des Feudalstaats mit Eigenthum an Menschen in verschiedener Form, der zwar noch in Deutschland praktisch besteht, aber nicht mehr als menschenwürdiger Gegenstand der Erörterung. Die Mustermonarchien Belgien, England, Italien, haben den Monarchismus auf seine letzte Burg eingeengt, die eingestandene Fiktion, den Indifferenzpunkt in einer Staatskarosse, das nothwendige Uebel in Hermelinpelz, bis daß einst der Uebergang gewonnen sei in die Gewohnheit der wähl- und erneuerbaren Exekutive. Staatsstreich bei Seite — wo gewahren wir einen andern Weg der Befreiung als den der allmähligen Beschränkung d. h. Auflösung der monarchischen und aristokratischen Prärogative? Logik wie Geschichte kennen nichts Anders, und die vollständige Auflösung dieser Prärogative ist nur eine Frage der Zeit. Die Alternative heißt: sie tödten oder von ihnen getödtet werden, und in der Napoleonischen Prophezeihung: Republikanisch oder Kosackisch, ist doch nichts irrig als der Zeitraum von fünfzig Jahren, weil er zu kurz gemessen.

Einmal aber die Alternative von Hammer oder Ambos in die Welt gebracht, wo ist der Maßstab des Rechts zu suchen, wenn nicht in dem Menschen? Wer Recht sagt, sagt Gleichheit. Wer mit der mechanischen Formgleichheit des Rechts nicht vorlieb nehmen, sondern zur dynamischen Gleichheit des Sozialismus durchzudringen verlangt, der verfällt zwar in eine Gränzverwirrung des Menschenmöglichen, aber nicht in inneren Widerspruch; dahingegen ein Rechtsbegriff ohne Gleichheitsbegriff ein Unding ist. Der Wille einer Nation, sie selbst zu sein, kann keine andere Voraussetzung haben als die Gesammtheit Gleicher, er kann nicht zur Ruhe kommen, bis alle Höhen gefällt sind. Auf diese einfache Logik antwortet Herr v. Treitschke — womit? Nun kurzer Hand und nach bekanntem Rezepte in Ermangelung eines Begriffs mit dem Worte eines Dichters: Ce rêve d'envieux qu'on nomme égalité.

Welche literarischen Ansprüche der ungenannte und unerrathene

Dichter auf unsere Ehrfurcht haben möge, der Kampf mit diesem Standpunkt bleibt der Publizistik erlassen. Er gehört in die Boudoirs der Comtessen und Baronessen, die über den Neid des Pöbels die feine Nase rümpfen. Er gehört in die Salons des Faubourg St. Germain, in denen man die französische Revolution daraus ableitet, daß der Hof damals anno 1782 dem Robespierre oder Marat eine Stelle als Prinzenerzieher abgeschlagen habe. Um schließlich nichts zu finden als diese kindische Redensart vom „Neidhart Gleichheit" (man bemerke wieder die absichtliche Wahl des altväterischen Ausdrucks) war es nicht nöthig die Geschichte des 2. Dezember aus der Tiefe der Katakomben und der Weisheit der Jahrtausende aufzubauen. Andere Gesichtspunkte aber sind vollständigst ignorirt. Daß Rechtsgefühl und Menschenwürde die Hebel der Revolution von 1789, daß der Sanskülottismus eine ganz gesunde Reaktion gewesen gegen die freche Unzucht der Monarchie, genau wie der Puritanismus gegen das Lotterleben der Stuarts, das darf die vornehme Geschichtsphilosophie natürlich nicht zugeben; für sie ist ja aller Heroismus der Conventszeit nichts anders als niedrige Komödie. Vom Cato bis St. Just Alles ridikül, auf Ehre! höchst ridikül! Alle gigantischen Anstrengungen des Gedankens, alles frohlockende Verströmen des eignen Bluts, aller Muth und Geist in Volk und Führern unter dem Rufe der Freiheit und Gleichheit ausgesprüht: Nonsens, lächerliches Pathos! Ernst und gläubig wird das Gemüthe nur, indem es die Anekdote liest, wie Julius Cäsar auf das Haupt des Pompejus die hellen Thränen geweint habe. Hier ist man verpflichtet Alles wörtlich zu nehmen. Nicht blos die privilegirte Freiheitsliebe, auch die privilegirte Sentimentalität wird für den Mann von Distinktion vorbehalten, das Herzblut des Plebejer ist eitel Affektation. Wie auch anders, wenn man es in der schönen Pietät für das Bestehende bereits so herrlich weit gebracht hat, sogar zu Ehren des „geraubten Kirchengutes" und zu Lasten der Civilehe einen sittlichen Vorbehalt zu erübrigen! Denn auch das ist bei Herrn v. Treitschke zu finden.

Und solcher Manier wird von rechts und links, abwechselnd bald mit großen Schreckenswörtern, bald mit kleinen Anekdötchen eine französische Revolution aufgetackelt, auf deren „traurigen Ruhm" der „vornehme Sinn" mit Abscheu und Betrübniß herabsieht. Wie weit die Sache getrieben ist, entnehme man z. B. daraus, daß die Conventsarmee (und nicht etwa die des Consulats) als beseelt vom Landsknechtsgeist geschildert wird, jene Legionen, — und das ist nicht anekdotisch — die baarfuß durch Europa marschiren und statt der Schuhe eine pompöse Redensart vom Convent erhalten, jene Freiwilligen der Sambre und Maas, die unter dem Rufe, es lebe die Nation! auf die Kanonen losjauchzen, jene aus Rekruten improvisirten Helden, deren Generäle vor der Schärpe des Civilkommissärs wie vor dem jüngsten Gericht erbleichen, und die beim ersten besten Anlaß unter Führung desselben Civilkommissärs in's Feuer gehen.*) Was Wunder, wenn hernach aus alter und neuer Zeit, aus der Monarchie Ludwigs XIV., aus dem Bastillensturm, aus Napoleons Kaiserkrönung, der Bluthochzeit, der vierten Augustnacht, Marie Luise, dem Abbé Sieges, der Schlacht von Roßbach, Herrn von Morny und der Lex Papia Poppaea ein Teig geknetet wird, in welchem erst Alles verschwindet, die ganze Nation, die ganze Revolution, die geistige Fülle und Freiheit, die menschliche Regung und die Arbeit des achtzehnten Jahrhunderts, wie der Protest des heutigen Geschlechts: Alles, Alles, damit uns nichts vor Augen bleibe, als der Bonapartismus in seiner krassesten Maske, vermeintlich angebetet vom Volke, welches in ihm sein verwirklichtes Ideal römischer Cäsarenherrschaft und nivellirender Tyrannei erblickt. Der

*) Nous Réprésentants envoyés près l'armée du Nord, suspendons de toute fonction militaire le citoyen d'Hédonville, général de Division pour n'avoir pas exécuté le plan d'attaque arrét'é à Cambrai entre le généraux et les Résprésentants du Peuple, pour avoir refusé de charger l'arière-garde des ennemis au moment où ils se retiraient de Werwick etc. Unterzeichnet: Levasseur et Bentabolle. Armée du Nord 1793. Dies eine Illustration zu dem Verhältniß zwischen bürgerlicher Gewalt und Soldatenthum.

stillschweigende Rückschlag ist dann, daß wir zu Hause dankbar niederfallen vor dem Rock des Königs, in Pietät vor dem Bestehenden, glücklich durch den freiwilligen Ehrendienst des preußischen Herrenhauses; ohne die leiseste Ahnung, daß deutsche Landesväter von jeher die Erfindungen des französischen Absolutismus mit Wonne aufgesogen haben, daß unser ganzer dermaliger Status quo nichts darstellt als einen verknöcherten Napoleonischen-Polizei- und Militärstaat, und daß, wer uns diese moderne Niedertracht als ehrwürdiges germanisches Reichsgewächs auftischen will, nicht anders verfährt als jene Schenkwirthe, die ihre Flaschen in Kellerstaub und Spinngewebe herumwälzen, damit wir den Säuerling vom vorigen Jahr als Kometenwein von anno Elf hinabschlürfen.

Wo aber Herr v. Treitschke am schlechtesten besteht, das ist bei der Auswahl der Elemente, mittelst deren er sein Urtheil über die französische Nation zusammenstellt. Wenn man denn doch einmal so sehr ein Verächter des profanen Haufens ist, so sollte man wenigstens auch sich für verpflichtet halten, ein Kollektivwesen nicht gerade nach seinen vulgärsten Erscheinungen zu richten, sondern vor allen Dingen sein Augenmerk auf den denkenden Theil der Nation zu wenden. Denn die besseren Geister eben welche unter dem Druck der Despotie nur theilweise zur Geltung kommen, bilden grade die auserlesene Schaar, welche für die künftige Entwickelung ihres Volkes die Bahn absteckt und in ihren eigenen reichen Formen den Keim andeutet, der in der Masse Knospen treibt. Das einzigemal, da es galt, billiger Weise eine Auszeichnung anzuerkennen, grade dasmal begibt sich Herr v. Treitschke des Rechts, etwas praktische Aristokratie auszusondern. Er erinnert damit an jene deutschen Regierungen, welche Strafen für politische Verbrechen in Diebsgefängnissen abbüßen lassen, um dem demokratischen Prinzip der Gleichheit zu huldigen, das sonst von ihnen verspottet wird, während in dem egalitarischen Frankreich das Gebot der Gleichheit nicht zu solcher Entwürdigung mißbraucht wird. Wer die Schrift über den Bonapartismus liest, der sollte glauben, nichts könne ausge-

machter sein, als die unbestrittene Herrschaft des Bonapartismus und der Centralisation über den französischen Geist. Sofern man aber nicht die mehr oder minder offizielle Tagespresse zum Maßstab nehmen will, sofern man Alles, was lernt, denkt, strebt und hofft als den der Berücksichtigung würdigen Theil der Nation ansieht, sofern muß man vielmehr zu dem ganz entgegengesetzten Ergebniß gelangen. Ein Deutscher, der in Frankreich mit dem aufgeklärten Theil der Bevölkerung lebt, würde, wenn er sich von seiner französischen Umgebung bestimmen ließe, viel eher zu der schwäbischen Schule der föderalen Kleinwirthschaft übergehen, als Herrn v. Treitschke's Bekenntniß von der Nothwendigkeit des Großstaates treu bleiben.

Man lese nur die schätzbaren Berichte des — mit Ausnahme dieser seiner Vorliebe für das süddeutsche Treiben — uns so gründlich und wohlwollend beurtheilenden Seinguerlet. Die ganze politische Schriftstellerei und Agitation schaart sich um die Losung der Decentralisation, und wenn die Anregung dazu auch zunächst von der Nothwendigkeit ausgeht, eine Hebelkraft gegen den centralisirenden Gewaltstaat zu finden, so fehlt es doch dabei auf dem Grunde durchaus nicht an einer tieferen und wissenschaftlicheren Ueberzeugung. Benjamin Constant, Paul Louis Courier, Royer Collard, de Lasteyrie, Duvergier de Hauranne, Alexis de Toqueville, Odilon Barrot, Laboulaye haben die Grundsätze des Individualismus und des Selfgovernments in dem herangewachsenen und heranwachsenden Geschlecht mit dem breitesten Erfolg ausgestreut, und die unlängst ergangene Broschüre von Nancy*), in welcher 58 Erklärungen einflußreicher Persönlichkeiten abgegeben sind, hat bekanntlich diese Lehre bis zu dem bedenklichen Punkt hin entwickelt, wo die Wiederherstellung des alten Provinzialgeistes der Freiheit gefährliche Fallen bereiten könnte. Wo hingegen stoßen wir auf einen ernsten und gediegenen Anwalt der Centralisation? Herr v. Treitschke,

*) Un Projet de Decentralisation, Nancy 1865.

der seine Sache aufgreift, wo er sie findet, der um die Gleichheit zu vernichten, sich mit einer obskuren Zeile bewaffnet hat, erfreut sich auch eines literarischen Beistandes im Punkte der Centralisation. Er citirt uns aus Dupont-White den Satz: „Die Lokalitäten existiren nicht, sie verlangen nicht zu existiren." Lassen wir den Satz so stehen, wie er steht, wenn auch aus dem Zusammenhang herausgerissen und deshalb ohne Zweifel etwas krasser als beabsichtigt. Die Hauptsache ist eben, daß Dupont-White mit seiner extravaganten Befürwortung der Centralisation in der wissenschaftlichen französischen Literatur gänzlich vereinsamt dasteht; und seine Werke als Maßstab für den Standpunkt der Nation gebrauchen, hieße ungefähr so viel, als wenn Einer das Buch des Herrn v. Reichenbach über das Od für das Maß deutscher Naturforschung ausgeben wollte. Dupont-White's Arbeiten finden in Frankreich vielleicht eher zu wenig als zu viel Anerkennung, und zwar aus dem angegebenen Grunde, daß die herrschende Strömung der gebildeten Welt sich zu einseitig von der Centralisation abgewendet hat. Dupont ist ein Mensch von Geist, fruchtbar an Ideen, bewandert im englischen Staatswesen und daher gut eingeübt, um seine Argumente aus der vorzüglichsten Rüstkammer der Gegner zu holen. Was nur in der Welt zu Gunsten der Centralisation gesagt werden kann, das ist gewiß in seinen Schriften zu finden, und ein Deutscher, welcher unter der Krähwinkelei seiner Vaterländer seufzt, ist eher in der Lage mit Dupont die produktive Kraft des Zusammenwirkens aller Elemente auf einen Brennpunkt zu würdigen, als der Franzose, welcher nur die Kehrseite der Münze vor Augen hat. Dupont, welcher die Mängel des englischen Munizipalwesens kennt, hat sogar nichtsdestoweniger ein günstiges Urtheil für die Aristokratie übrig, aber nur mit dem Erfolg der Anerkennung thatsächlich geleisteter Dienste auf ihrem eigenen Boden, nicht zu dem Zweck, um andern Nationen eine künstliche Einimpfung altnormännischer und hochschottischer Pairie zu predigen.

Außer Dupont-White finden sich als Autoritäten für die in

Frankreich herrschenden Meinungen bei Herrn v. Treitschke nur noch zwei Schriftsteller citirt und diese Wahl vollendet die Charakteristik seiner Quellen. Der eine ist Proudhon. Wer Proudhon kennt — und die nach seinem Tode veröffentlichten Glossen über ihn haben noch ein Wesentliches zum Verständniß seiner Eigenthümlichkeit beigetragen — wer Proudhon kennt, der weiß auch, daß der Ausgangspunkt seiner jeweiligen Behauptungen stets die Absicht war, das zu sagen, was vor und außer ihm in ganz Frankreich noch Niemand gesagt oder gedacht hatte.

Mit einer kleinen Abänderung des bekannten Spruchs könnte man ihm die Formel in den Mund legen: Dico quia absurdum est.

Beinahe dürfte man sagen: wenn Proudhon Eines oder das Andere behauptet hat, so ist damit bewiesen, daß Frankreich das Gegentheil denkt; aber Proudhon hat in dem Bedürfniß, Neues und Erstaunliches auszurufen, so vielerlei unbedachte Sachen aufgestellt, daß für Alles die Bejahung und Verneinung in der Folgenreihe seiner Schriften zu entdecken ist.

Nun aber kommt die dritte, die letzte und gewichtigste Autorität, welche Herr v. Treitschke sich ausgesucht hat, und mit ihr der genaueste Maßstab für seine eigene Einsicht in die Zustände und Menschen des heutigen Frankreichs. „Nur Eines begreifen wir nicht, heißt es Seite 19, wie Herr Thiers noch heute die Zusatz-Akte vom Jahr 1815 als Frankreichs beste Verfassung preisen mag.“ Nur Eines begreifen wir nicht, das ist zweifelsohne die ergötzlichste Stelle der ganzen Schrift; das ist unbezahlbar, ist eine himmlische Offenbarung. Also, das ist der Weisheit letzter Schluß: daß Herr v. Treitschke sich vor Staunen nicht zu fassen weiß, weil Herr Thiers nicht den Schelm im alten Bonaparte entdeckt. Herr Thiers ist demnach ohne Zweifel nach unserem Autor der größte Gegner des Bonapartismus, der aufgeklärteste und freisinnigste Franzose des Jahrhunderts! Hält Herr v. Treitschke etwa deshalb Thiers für den größten Denker Frankreichs, weil er von der

Akademie den großen kaiserlichen Preis von zwanzigtausend Franken empfangen hat? Oder hält er ihn für den Freisinnigsten weil er im gesetzgebenden Körper Opposition macht? Allerdings wenn man den Geschichtschreiber des Konsulats und des Kaiserreichs für die größte Leuchte jenseits des Rheines hält, dann ist es erlaubt, von Frankreichs Gesinnung, seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft die allerkläglichste Meinung zu haben.

Wenn man aber Herrn Thiers Bücher und Reden gelesen oder wenigstens nicht vergessen hat, so ist man verpflichtet zu wissen, daß er die Fleischwerdung aller jener eigenthümlichen Beschränktheiten ist, welche auch mit dem schärfsten französischen Verstande verbunden vorkommen können. Das Ingenium des Herrn Thiers steht so wenig im Widerspruch zum Bonapartismus, daß es als die Verwirklichung eines Unterthanen nach dem Herzen Napoleons gelten könnte. Er stellt das vollendetste Gegentheil jener Ideologie vor, welche der erste Kaiser so von Grund aus verabscheute. Was Herrn Thiers in seinen ältern Schriften bis auf seine Reden vom vorigen Jahr charakterisirt, das ist die gänzliche Unfähigkeit, einen einzigen abstrakten Gedanken zu formuliren. Nichts als trockene Thatsachen, auslaufend in falsche Schlüsse, sind die Heimath seines Geistes. Diese endlosen Bände, die der Geschichtschreiber mit dem Ballast soldatischer Einzelheiten bis zum Gamaschenknopf hinab oder mit der entzückten Schilderung prunksüchtiger Machtentfaltungen anfüllt, bilden und verkünden auch ausdrücklich die Apotheose des Imperialismus, und man kann mit dem vollsten Rechte behaupten: trotzdem er gegen das Budget spricht, ist Herr Thiers seiner Sinnesart nach viel kaiserlicher, als der heutige Kaiser selbst. Erinnert sich Herr v. Treitschke denn nicht aus der Geschichte des Konsulats und Kaiserreichs, wie der Erzähler den Helden auf Schritt und Tritt vergöttert, wie er für seine schlimmsten Thaten Entschuldigungen an der Hand hat, wie er den 18. Brumaire heilig spricht, die Erschießung Enghiens bemäntelt, bei der Annexirung von Italien und dem Einbruch in Spanien, wie bei jeder Vergewaltigung an

fremden Nationen, die ächt kaiſerliche Phraſe von dem Glück und den Wohlthaten im Munde führt, welche die franzöſiſchen Bayonnette den verblendeten Völkern brachten, wie ſeine lobpreiſende Feder fortwährend die „bienfaits de la civilisation“ und das „bonheur des peuples“ den kaiſerlichen Proklamationen nachlallt, wie er den napoleoniſchen Staatsrath, d. h. den Erbfeind alles Privatrechts und den Hort aller adminiſtrativen Willkür als „cette belle institution“ bewundert und das Concordat als eine „oeuvre admirable, la plus belle de Napoléon“ hervorhebt? Wie doch konnte es Herr v. Treitſchke, der grade dieſe Schattenſeiten des Imperialismus ſtudirt und hervorgehoben hat, wie konnte es ihm begegnen, daß er Herrn Thiers als einen Gegenfüßler des Bonapartismus aufgriff? Und wenn er das Alles vergeſſen hat, wie beſann er ſich nicht darauf, als er die vorjährigen Reden des großen Mannes las? Reden, in denen alle Vorurtheile und alle Sünden, die je aus franzöſiſchen Inſtinkten ſich entwickeln konnten, zu Gallerte verdickt ſind. Man kann ein großer Gelehrter ſein, ohne das zu wiſſen, aber man iſt nicht berufen, über Frankreich und den Bonapartismus zu ſchreiben, wenn man in ſolchem Stande der Unſchuld verkehrt, daß man Herrn Thiers, den Miniſter des Programms von 1840 mit dem Begehr der Rheingrenze, und in dieſer Ideenverbindung auch Erfinder der Befeſtigungen von Paris, den Hiſtoriographen des Conſulats und Kaiſerreichs, den Bannerträger der ſtarrſten Schutzzöllnerei, den Vorkämpfer des Stuhles Petri, den Gegner des Schulzwangs, daß man dieſen Herrn für den Maßſtab des Fortſchritts, der Aufklärung und der Freiheit nehmen und nicht begreifen kann, wie er ſich mit des erſten Kaiſers letzten Täuſchungsverſuchen zufrieden erklären möge. Hätte Herr v. Treitſchke geſagt, er begreife nicht, wie die Oppoſition der Kammer in den Fehler verfallen könne, ſich mit Thiers zu verbinden, ſo hätte er dem wahren Sachverhalt unendlich viel näher geſtanden, und das Nachdenken über dieſe Erſcheinung hätte ihn dann vielleicht dahin geführt, zu begreifen, daß es außer dem erbärmlichen Frankreich,

das er sich zu seinen Zwecken zusammenträgt, noch ein andres gibt; und ferner, daß auch die kleine Zahl der Personen, welche jetzt als Mitglieder der Linken eine öffentliche Rolle spielen, lange nicht das repräsentiren, was in Frankreich an gutem Stoff zurückgeblieben ist und für die Zukunft reift. Es lohnt nicht der Mühe, die groß und kleine Welt durchzustudiren, um am Ende das zu entdecken, was als leichteste Waare auf der Oberfläche schwimmt und unterhalb der Schichte der in der letzten Nacht aufgeschossenen Pilze nicht einmal den tiefer liegenden und schwellenden Keim der Zukunft zu gewahren. Ein guter Geist, der in der Stille sinnt und arbeitet, bedeutet mehr für die Wendung kommender Zeiten, als Tausende, die im Gefolge des triumphirenden Augenblicks über die Straße ziehen; und dieser Geist ist es, welchem der aufrichtig und redlich nach der Entwickelung eines Volkes Begierige nachspürt. Was haben wir solchen Franzosen vorzuwerfen, die bei dem Wort Deutschland verächtlich die Achsel zucken, betheuernd, in unserem Nebellande gäbe es nichts als Sauerkraut und Hegelische Philosophie und nichts interessire uns außer dem Preise des Biers und dem Ding an sich, was haben wir diesen vorzuwerfen, wenn wir ihnen diese Oberflächlichkeit so sehr heimgeben, daß unsere profundesten Staatslehrer Herrn Thiers für das Symbol des Fortschritts und die Gruft im Dome der Invaliden für das Heiligthum nehmen, nach dem die Jugend wallfahrtet?

Welches die Schattenseiten des französischen Charakters sind, darüber bedarf es eben so wenig neuer Enthüllungen, als über den Grundcharakter des großen Napoleon. Das gebildete Frankreich selbst ist sich darüber so weit im Klaren, es ist mit dem alten Kaiser so weit fertig und mit der Kritik seiner nationalen Schwächen in so lebhafter Erörterung begriffen, daß es kühnlich dem schmähenden Fremden zurufen kann: Kehre Jeder vor seiner eignen Thür, und wem es besser beliebt, unsere angeerbten Sünden herauszustreichen, als unsere Arbeit nach Befreiung zu würdigen, der klage nicht uns an, sondern seine Ignoranz oder seine zweideutige Absicht. Wer

kennt nicht heutzutage, nachdem die Briefe des Kaisers, auch noch so vorsichtig kastigirt, ans Licht gekommen, wer kennt nicht den barbarischen Grundzug, die teuflische Lügenkunst und Menschenverachtung dieses nichtsdestoweniger ungeheuern Genie's? Auch datiren sie nicht von heute, die populären Schriftsteller, welche an der Zerstörung des imperialistischen Götzen gearbeitet haben. Alle oben genannten Bekämpfer der Centralisation sind schon darum eben so viele erklärte Gegner des Imperialismus, und die drei bedeutendsten Dichter von politischer Farbe, August Barbier, Viktor Hugo und Lamartine haben im Namen der zertretenen, entwürdigten Menschheit ihren Ingrimm und Fluch ausgesprochen über die Gottesgeißel; dahingegen Mery, der Versifex der großen Armee als Kinderspott und Orgelmann umhergeht. Ja sogar Beranger, der Sänger des quartier latin und des gallischen Frei- und Frohsinnes, ist heute der Jugend wegen seiner poetischen Allianz mit den Erinnerungen der alten Garde in wahrhaft ungerechter und verkehrter Weise verfehmt. Seitdem das erste Kaiserreich in der Gestalt des zweiten aus der Legende ins Leben zurück zu kehren versucht hat, sind die Lieder des liebenswürdigen Chansonniers aus der Mansarde und aus der Kneipe verschwunden, und selbst an dem offenen Grabe, in welches die Leiche des greisen Fiedlers hinabgesenkt wurde, kam der Groll nicht zum Schweigen, der ihm nachrechnete, unschuldig oder nicht, dem Bonapartismus Vorschub geleistet zu haben. Lamartine's Geschichte der Restauration, deren erste, den Sturz des Kaiserreichs erzählende Bände zu dem Besten gehören, was dieser Historienmaler je geschrieben, haben bei dem gebildeten Publikum das Verständniß der Enthüllungen vorbereitet, welche mit dem Briefwechsel zwischen dem Kaiser und seinem Bruder Joseph zu Tage kamen und jetzt durch die gesammte Korrespondenz vervollständigt werden. Dem Leser, welcher eine unpartheiische Vorstellung davon haben will, wie das junge Frankreich über den alten Kaiser denkt, sei die Geschichte desselben empfohlen, welche die Revue Nationale im laufenden Jahr aus der Feder P. Lanfrey's veröffentlicht.

Nichts zeugt so sehr gegen das Vorhandensein einer Napoleonischen Ueberlieferung unter den gebildeten Franzosen, als die Existenz des zweiten Kaiserthums selbst. Denn die Wahl des 2. Dezembers 1848 war nur dadurch möglich, daß das aufgeklärte Frankreich allzu selbstgewiß an die Gemeingültigkeit seiner eigenen Denkart glaubte, daß selbes es für ungefährlich gehalten hatte, den Napoleoniden die Thore der Republik zu öffnen, trotzdem sie es an Versuchen zur Auffrischung ihrer Thronansprüche nicht hatten fehlen lassen, und daß es sich schämte, die Möglichkeit einer Rückkehr zum Empire durch vorbeugende Maßnahmen anzuerkennen.

Es ist bei einer unfreien Presse unmöglich mit annähernder Gewißheit auszusagen, wie groß das Verhältniß der thatsächlichen Anhänger des heutigen Kaiserthums sein möge. Sofern es sich vom eigentlichen Bonapartismus handelt, kommt dies Verhältniß auch gar nicht in Betracht. Napoleon III. könnte füglich eine überwältigende Majorität auf seiner Seite haben, ohne daß die Herrschaft bonapartistischer Gesinnung irgendwie dadurch nachgewiesen wäre. In dem heutigen Kaiserthum ist nichts napoleonisch als die Anknüpfung an die Erbansprüche der Dynastie, der Beruf zur Hochachtung des Nationalstolzes nach Außen und das bunte Spiel mit den volksthümlichen Erinnerungen der Kriegsgeschichte. Aber diese Nebendinge abgerechnet, in den Hauptfaktoren, nämlich in der ganzen Persönlichkeit des Kaisers, in seiner Arbeit und deren Ergebnissen, in der Bestimmung endlich, die er in dem gebildeten Theil der Nation findet, ist von Napoleonismus nicht die Spur. Es fehlt nicht an Franzosen, welche, seitdem ihr Vaterland tief zu Falle gekommen ist, an einen unaufhaltsam weiterschreitenden Verfall desselben glauben. Niemand aber, sähe er die Dinge auch noch so graß, kann ohne künstlich gefärbte Brille in dem zweiten Empire den Rücklauf zur inhaltlichen Wiederherstellung des ersten erblicken. Herr v. Treitschke hat uns einen zweiten Theil seiner Enthüllungen verheißen, vermuthlich mit dem Vorsatz, in demselben den heutigen Bonapartismus zu analysiren. Auf die Gefahr hin,

mit ihm übereinzustimmen oder auch nicht, diese Betrachtung soll nicht abschließen, ohne in kurzen Worten, wie es thunlich ist, ihre eigne nüchternheitsbeflissene Auffassung der Rolle, welche der lebende Kaiser auf dem Welttheater übernommen hat, niederzulegen. Wenn sie von einem Standpunkt ausgeht, der von Hause aus dem Treiben der Großen weniger zugethan ist, als Herr v. Treitschke, so bringet sie im selben Maße mehr von Gerechtigkeitsbedürfniß gegen die Massen zu diesem Urtheil mit, und da man schließlich auch über Napoleon III. nicht erkennen kann, ohne zwischen dem Herrscher und den Beherrschten die Verantwortlichkeit zu theilen, so hat sie wenigstens ebensoviel Aussicht als Herr v. Treitschke, etwas der unparteilichen Wahrheit Nahekommendes zu finden.

Louis Napoleon ist in seiner ganzen Geistesverfassung der vollkommene Gegensatz zu dem großen Oheim, und was ihn vor Allem charakterisirt, das ist die Eigenschaft, ein wesentlich moderner Mensch zu sein. Der Alte schrieb wohl auch, aber es ist geschrieben wie mit seinem Degen; der Neue kriegt wohl auch, aber doch am meisten mit seiner Feder. Er zieht aus nach Algier, um die desperaten Zustände der unheilbaren Kolonie an Haupt und Gliedern zu reformiren und kommt zurück wieder mit einer Broschüre, als Ergebniß wie weiland Wühlhuber. Es ist nicht ganz ohne, wenn die deutsche Studirstube einen dunklen Zug der Wohlgeneigtheit zu dem schreibluſtigen Cäsaren spürt, an dem von der deutschen Erziehung Manches mag hängen geblieben sein. Wie diskutabel seine literarischen Lorbeeren immer sein mögen, — die Thatsache, daß er mit seiner Gedankenrichtung und einem Theil seines Ehrgeizes jener modernsten Richtung angehört, welche man am bündigsten als die journalistische bezeichnen könnte, verbürgt uns immerhin, daß er weder mit des Oheims Todfeindschaft gegen das Denken, noch mit der bodenlosen Stupidität gewisser zeitgenössischen Potentaten etwas gemein haben kann. Louis Napoleon ist ein Mensch, dem der Gegensatz zwischen dem Ausgangspunkt und Gegenstand seines persönlichen Trachtens einerseits, und den ihm vertrauten Ideen der Zeit andrerseits einen

Kompromiß aufnöthigt, welcher neun und neunzigmal unter Hunderten zum Schaden dieser Ideen ausfällt und ausfallen muß. Einmal unter Hunderten aber, da nämlich, wo das Selbsterhaltungsprinzip der äußern Gewalt der richtigen Wahl oder Erkenntniß nicht im Wege steht, schlägt zum Mindesten diese Erkenntniß eines ohne Zweifel innerlich freien Kopfes durch, der, wenn nicht von Moralgesetzen, so doch von natürlicher Verstandesverwandtschaft zur zeitgemäßen Anschauungsweise einen produktiven Antrieb empfängt. Es dürfte nicht gleichgültig sein, hier einen Seitenblick auf diejenige Persönlichkeit zu werfen, welche dem Kaiser leiblich und geistig am nächsten gestanden, am meisten Einfluß auf den Wendepunkt seines Schicksals ausgeübt und für uns den Vortheil hat, aus dem Reich der Lebendigen in das der Geschichte übergetreten zu sein. Graf Morny war nicht durch sein Naturell und seine Stellung angewiesen, den Undurchdringlichen und Schweigsamen zu spielen. Seine Art zu sein und zu denken ist einer zahlreichen Umgebung bekannt geworden, die im Lauf der Weltereignisse gewechselt hat und deßwegen um so weniger zur Diskretion verpflichtet war. Und es wird wohl Niemand aufstehen, der ernstlich bestritte, daß die Bedenken-freieste Rücksichtslosigkeit in Verfolgung vorgesteckter Ziele den Grund des Morny'schen Glaubensbekenntnisses ausgemacht habe. Pläne, die er gegen Recht und Gesetz schmieden mochte, erwuchsen nicht aus dem Bewußtsein eines finstern Sünders, sondern aus der Ruhe eines moralischen Nihilisten. Unbehindert durch andere Grundsätze als den, daß es vor Allem gelte zu triumphiren, gab es für ihn keine andere Gottheit als die des Erfolgs, nicht etwa in dem Sinn der Unterwürfigkeit, die sich unwillkürlich vor der Stärke demüthigt, sondern mit dem nüchternen Gedanken, daß es in dieser Welt gar keinen sittlichen Unterschied gebe, als den der Thatsachen, keinen, als zwischen Siegen und Besiegtwerden. Auf der Ruhe und Klarheit dieser viel zu einfachen Philosophie konnte sich dann nach schließlichem Gelingen der Luxus der per-

sönlichen Empfindung und die Freude an der Civilisation mit jener Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit, welche die letzten Jahre seines Lebens verherrlichten und den Text der an seinem Grabe gehaltenen Reden lieferten, in behaglichem Ergötzen schaukeln. Die vielgerühmte Toleranz und Einsicht, welche dem Vorsitzenden der Kammer so über die Maßen angerechnet wurden, sind nicht als bloße Geschicklichkeitsproben eines gewandten Weltmanns zu verstehen. Sie entsprangen vielmehr ganz naturgemäß aus der frivolen Vorurtheilslosigkeit eines Kopfes, der Alles begriff, der je nach Bedürfniß die Theorie seiner Gegner ebenso geschmeidig vertheidigt hätte als die ihm dermalen zuträgliche, ja der ohne Zweifel in den meisten Fällen sich eher zu der gesunden Kritik der Opposition, als zu der schönrednerischen Phrase der Loyalisten mochte hingezogen fühlen.

Um wieder auf den Kaiser zurückzukommen, muß man zugeben, daß solche Beginnen, wie das entschiedene Aufgreifen des Freihandelssystems, der Bruch mit dem Kaiser Nikolaus, die Befreiung Italiens von der österreichischen Herrschaft, das bewußte Festhalten an dem Zusammengehen mit England, die Unterdrückung des Paßwesens so geartet sind, daß sie nicht erschöpfend aus der mechanischen Berechnung persönlicher Vortheile erklärt werden können. Es blickt dabei offenbar auch ein menschliches Interesse am Fortschritt durch; es blickt zuviel Verständniß dabei durch, als daß nicht ein gewisses Wohlgefallen im Spiele sein sollte. Aber ist darum das Urtheil begründet, dem wir in der Feder des Herrn v. Treitschke begegnen, daß der Kaiser der größte lebende Staatsmann sei? Unser Autor mit seinem besondern Geschmack an der Anekdote hat auch seine Freude nicht unterdrücken können an einem Histörchen, welches (nach zuverlässiger Angabe) zuerst durch Herrn de la Rive in die Welt gekommen ist, der es von einer Dame erfahren haben will, welcher es Cavour erzählt hätte. In Plombières, so heißt es, habe Louis Napoleon zu Cavour gesprochen; „In Europa leben

nur drei Männer, wir beide und noch ein Dritter, den ich nicht nennen werde." (Mit dem Dritten soll wohl Palmerston gemeint sein?) Wenn in der illustrirten Zeitung gestanden hätte, eine solche Redensart sei in einer geheimen Zusammenkunft zwischen Herrn v. Beust und Herrn v. d. Pfordten gefallen, so möchte das allenfalls hingehen. Aber dem Ton der Berathung zwischen dem schlicht auftretenden, aller Großmannssucht abholden, sachdurchdrungenen Italiener und dem erfolggekrönten, zurückhaltenden Despoten sieht diese Aeußerung pedantischer, schülerhafter, gespreizter Selbstbespiegelung so unähnlich, wie eine Erklärung des Herrn Classen-Kappelmann einem Handstreich Garibaldi's. Nicht jeder kann sich rühmen, wie Herr v. Treitschke und andere ihm Ebenbürtige, einige Jahrhunderte in der großen ägyptischen Pyramide zugebracht zu haben, in welcher die modernen Pythagoräer in die Geheimlehre der wahren Staatsmannschaft eingeweiht werden, um bei ihrem Herauskommen den Würdigen die Palme zu reichen und die Unwürdigen mit erhabener Geberde bei Seite zu schieben. Dafür glaubt auch nicht Jeder, daß man für Bürgerblut blasirt zu sein braucht und gar aus Baronenblut entsprossen, um mit Nachdruck und Erfolg in die öffentlichen Angelegenheiten einzugreifen; vielmehr, sei es erlaubt zu glauben, daß das Maß menschlicher Einsicht und Beharrlichkeit das zu allen großen Unternehmungen unentbehrlich ist, auch zu den Staatsgeschäften Beruf gibt; und daß hier wie in allen Dingen dieser Welt die Gunst und Ungunst der Umstände fördernd oder hemmend zur angeborenen Geschicklichkeit hinzutritt, um aus dem einen Mann eine historische Figur, aus dem andern einen stillen Bürger zu machen. Wie würden sich die Prognostika der gelehrten Herren bewähren, wenn man die Präsidenten der amerikanischen Union jeweilig zum vorhergehenden Staatsexamen vor ihren erhabenen Katheder brächte? Auch dieses Handwerk ist nicht mehr zünftig. Die Vollkommenheit in aller Kunst und Leistung gewährt aber die Natur immer nur demjenigen, in welchem die höchste Be-

gabung auch mit der höchsten Begeisterung für die Sache zusammentrifft — gleichviel wie stark immer persönliches Interesse und persönlicher Ehrgeiz als wirksame Mittelglieder eingreifen mögen. Zur höchsten Staatsmannschaft gehört als Objekt mehr als die Befriedigung persönlicher Absichten, bei denen das Staatswohl nur als Werkzeug und nicht als letztes Gebot ins Spiel kommt; es gehört mehr dazu als das Talent, die besondere Lage eines Staats zu besondern Zwecken auszubeuten. Inwiefern bei solchen Anforderungen das Recht auf dies ruhmreiche Prädikat der höchsten Staatsweisheit, auf die Genossenschaft mit Machiavell, dem schweigsamen Oranier, Cromwell, Washington, Mirabeau, Cavour, Linkoln, dem Regenten zukommt, welcher Frankreich in den Geist des persönlichen Regiments Ludwigs XIV. und Napoleons I. zurückzuschrauben unternommen hat, welcher nach dem Frieden von Villafranka allen Ernstes an die Herstellung einer italienischen Föderation unter den alten Fürsten dachte, und der schließlich seine Politik Jahre lang auf den Untergang der großen nordamerikanischen Republik und den Triumph der sklavenhaltenden Kavaliere gegründet hatte? — diese Frage beantwortet sich selbst. Und die Frage, wie viel er seinen Mitspielern bei all dem überlegen sei, bietet kein tieferes Interesse, wofern die Ueberlegenheit sich mehr aus der Armuth der Nebenbuhlerschaft, als aus der Herrlichkeit des Vorgezogenen erklären ließe. Anderseits bedarf es aber auch keiner Nachweise, daß er in beträchtlichem Grade der eigenthümlichen Aufgabe gewachsen ist, welche er sich zugedacht und welche die Umstände ihm zugewiesen haben. Und der Inhalt dieses Berufs selbst zeigt uns naturgemäß, wo, ohne nach rechts oder links ungerecht zu sein, die Grenzen dieses seines persönlichen Talents zu ziehen sind. Die Revolution von 1789 hatte, scheidend, Dampf und Elektricität zu Vollstreckern ihres Testamentes ernannt. Ob sie der Sendung gewachsen sind, oder ob vorher noch einmal auf dem Kontinent Gewalt mit Gewalt zu vertreiben sei, das war, das bleibt die Frage. Im Jahr

1848 glaubte der dritte Stand noch einmal seine Sache mit der Schärfe des Schwertes selbst in die Hand nehmen zu müssen, aber es wohnte nicht mehr in ihm der alte Schwung und die alte Derbheit. Dazu fand er Zwiespalt in seiner eigenen Mitte. Ein vierter Stand schied sich aus mit rasender Geberde, und alsbald herrschte Verwirrung in den Reihen, und Feigheit kam über die Gemüther. Besorgt um die Grundlagen selbst seines Lebens und Webens, dachte der Bürger nur noch an Eines: an die Aufrechthaltung der überkommenen Form des Daseins, mit vorab gänzlicher Gleichgültigkeit gegen den Inhalt. Dieses Interim der Rathlosigkeit und des Kleinmuths zwischen dem Liberalismus der dreißiger Jahre und dem Werk einer größern Zukunft wird dargestellt durch die politischen Zustände, welche seit 1849 bis auf den heutigen Tag Deutschland und Frankreich beherrschen. Ihr Charakter ist rein äußerlicher und negativer Art. Franzosen wie Deutsche leben auf einer dürftigen Insel, auf die sie das nackte Leben aus ihrem letzten Schiffbruch gerettet haben, aber sie zimmern an dem Floß, das sie zurückführen soll in die Heimath der Freiheit. In Frankreich ward aus dem Interim das zweite Kaiserthum, in Deutschland die wörtliche Wiedereinsetzung der feudalen Landesherrschaft. Und eben so wenig wie das bedeutet, daß die Deutschen zur Wiener Bundesakte und zum Gottesgnadenthum bekehrt sind, eben so wenig bedeutet es, daß die Franzosen sich dem Imperialismus zu überliefern gesonnen waren, oder bei ihm sich zu beruhigen gesonnen sind. Immerhin, da ein neuer Kaiser nicht so auf Gottes Gnaden hin sündigen kann wie ein alter Kurfürst, da ferner eine vereinigte Nation von 36 Millionen nicht so leicht abzufertigen ist, als ein Babel von 36 Staaten, und da schließlich auf alle Fälle Louis Napoleon mehr Trieb uud Talent zu einer historischen Rolle empfand, als die allerhöchsten Pickelhauben der großen germanischen Bundesrepublik, war ein positives Programm für ihn eine unentbehrliche Sache. Den ersten Theil dazu bot unmittelbar die Wieder-

herstellung des französischen Nationalgefühls nach Außen, welches unter dem kleinlichen Regiment der Orleans und dem Muckerthum ihres Guizot eben so tief gesunken war, als es unter dem alten Napoleon sich übernommen hatte. Alle Rücksichten vereinigten sich, um dem Volke die Diversion dieser Genugthuung zu bieten, welche zugleich das Werkzeug einer militärischen Grundlage zu bilden Gelegenheit gab. Es liegt etwas Tröstliches in dem Umstand, daß selbst diese Machtentfaltung nur da zu Ehren kam, wo sie mit guten Geistern in den Bund trat. Rom und Mexiko brachten nur Verlegenheiten und Rückzüge. Der zweite Theil des Programms galt der Sättigung der Hungernden. Stärker noch als im ersten ist hier Falsches mit Aechtem gemischt. Wer nicht der Wahrheit dient, muß dem Schein dienen. Genuß- und Gewinnsucht feierten das Fest zuerst. Man kennt den Verkauf. Wenn das Kaiserthum sich rühmt, der Flor des Verkehrs und der Gewerbe habe sich unter dem Zauber seines Hirtenstabs über die Lande ausgebreitet, so irrt es noch mehr als jene geschichtliche Auslegung, welche Ludwig XIV. zum Schöpfer der französischen Literatur macht. Ein Blick auf alle Nebenländer kann darüber belehren. In Wahrheit verhält sich die Sache wie folgt: Die treibende Kraft der Industrie in unserer Zeit ist so groß, daß ihre Erzeugnisse überall da aufschießen, wo sie nicht mit Gewalt zertreten werden. Dasselbe und viel mehr als das, was unter dem Einfluß von alten und neuen Sünden, unter ewiger Verbeistandung und Auspumpung des Staats, die französische Schleuderwirthschaft und Oberflächlichkeit zu Werke gebracht hat, dies und noch viel mehr als dies, ist im wirthschaftlichen Belgien, im arbeitsamen, redlichen, korrekten Deutschland meistens vom Privatfleiß mit beträchtlich geringerem Aufwand zu Stande gekommen. Die Kenntniß dieses Sachverhaltes ist nicht verbreitet, weil dazu der vergleichende Einblick in das geschäftliche Treiben der verschiedenen Länder erfordert wird. Am wenigsten ahnen davon die Franzosen selbst, bei ihrer erblichen Beschränktheit auf ihre eignen Dinge

und ihre eigne Sprache. Aber es bohrt darum nicht weniger an ihrem Herzen das Gefühl, daß sie dermalen zur Unwissenheit und Unmündigkeit in eignen Angelegenheiten verdammt sind. Und trotz aller Bedenken, welche der wohlbekannte Vorwurf der Neuerungssucht und Unbeständigkeit des französischen Wesens einflößen müssen, gibt es keinen ernsten Menschen in Frankreich, der in dem Glauben lebte, daß die politische Unfreiheit der Gegenwart das Maß einer dauernden Entwicklung bleiben könne. Wenn das Vorausgegangene richtig, wenn dies der Inhalt der Periode ist, die sich seit 15 Jahren vor uns entrollt hat, so mag sich Jeder danach von selbst die Frage beantworten, in wiefern der Mann, welcher mit wie großer Virtuosität immer den Geist dieser Periode verkörpert, ein Recht darauf hat, den Preis unsterblicher Staatsmannschaft zu empfangen, aus der Hand unseres Herrn v. Treitschke, der da gekommen ist, zu richten die Todten und die Lebendigen. Und ehe, daß ein Jeder sich die Frage beantwortet, ob wir das Recht und die Möglichkeit besitzen, in Vergangenheit und Zukunft unsere Wege so gänzlich und verachtungsvoll abseits zu gehen, von denen der französischen Nation, möge er vor Allem eines Näheren und Unbefangenen betrachten, was im Schoße derselben vorgeht und ob sie nicht endlich beflissen sei, sich über die Mangelhaftigkeit ihrer Eigenart selbst klar zu machen und hinauszuhelfen. Die Erbsünde der Massen, der fromme Aberglaube; und die Erbsünde der Gebildeten, das Haschen nach der Gewalt, sind nebst der Meinungsverschiedenheit über die Centralisation, und mehr selbst als diese, der Mittelpunkt aller ernsten Erregtheit des Tages. Die Denkenden wissen sehr wohl Bescheid, wie es steht mit jenem unholden Katholizismus der Geistesarmen und jener holden Beschränktheit der Geistreichen in ihrem Land, und der noch lange nicht zu Ende gebrachte, täglich heftiger entbrennende Streit, der sich neuerdings um das Quinet'sche Buch „über die Revolution" herumzieht, gibt einen merkwürdigen Fingerzeig dafür, wie sehr das ewige Stichwort der Parteien, das s'emparer du pouvoir, als eine krank-

hafte Richtung zum Bewußtsein gedrungen ist. Ob diejenigen unter den französischen Republikanern Recht haben, welche glauben, daß ohne die Niederlage der Gironde die Freiheit wäre Siegerin geblieben, in diese Controverse einzutreten, ist hier nicht vergönnt. Nur die Ehre, das Problem aller Orten neuerdings aufgeworfen zu haben, ist den Franzosen hier zu vindiziren, als letzte Antwort auf alle hoffährtige Verunglimpfung. Dann etwa haben wir stille bei uns einzukehren und zu fragen, ob sich die Sache so einfach verhalte mit jenem Rechtsboden, den man nur zu betreten brauche, um selig durch die Gnadenpforte beschworener Verfassungen einzugehen; ob es so sanft sich schlafe auf Brief und Siegel, daß man nach jedem geschlossenen Pakt das gute Schwert der Gewalt ausliefern könne, an den tausendjährigen Feind des Rechts und der Freiheit? Das beherzigent und was sich in endloser Gedankenfolge daran reiht, möchte es erlaubt sein, zu zweifeln, ob es den Lehrern der Geschichte so trefflich anstehe, in ihren Hörsälen, wie dermalen an deutschen Hochschulen Mode geworden, der Jugend den unübersehbaren Glaubenskampf der französischen Revolution nur wie ein blutiges Possenspiel vorzuführen; sich das wohlfeile Beifallslachen der ergötzten Zuhörer zu gewinnen, durch Aufhäufung und Ausmalung alles krausen Beiwerks und über die unermeßliche Ausarbeitung aller edlen Gedanken, mit verachtungsvollem Schweigen hinwegzugehen, auf daß der Bruder Studio, aus seinem Colleg tretend, den Dampf seiner Cigarre vor sich her blase, mit dem großen Bewußtsein, weit erhaben zu sein über Mirabeau, Danton, Camille Desmoulins, Gironde und Bergparthei, auf daß der blonde Lockenkopf von heute weislich vorbereitet hinziehe, für die Amtsperrücke des morgenden Tages.

Dann, zur Abrundung des Systems, predigt man ihm die Herrlichkeit Cäsarischer Sendung, die Göttlichkeit des Ruhms, eine Republik begraben und ein absolutes Kaiserthum gegründet zu haben. In ästethisirender Vornehmheit feiert die Künstlerseele ihr höchstes

Fest, indem sie sich das Schauspiel zum Besten gibt, alles Recht, alle Freiheit, alle Vortrefflichkeit in Einer purpurbekleideten Gestalt zu personificiren. Und so ist der Weg von Neuem zurückgelegt, den wir schon einmal beschritten haben. Die Künstlerseele ist angelangt am Schlagbaum ins alte romantische Land, der Leib verendet kläglich zu Erfurt und wird eingescharrt am Wege zu Gotha, da, wo die Straße nach Spandau führt.

Aber noch ein Letztes und Allerletztes steht uns bevor. Wir scheiden nicht von hinnen, ohne die Tröstungen einer Religion und zwar einer nagelneuen. Man höre das jüngste Evangelium. Ehedem hatte die Menschheit sich im Sündenpfuhl belustigt, und es war gekommen das Lamm Gottes, um die Qualen der Buße für die Frevel seiner Brüder auf sich zu laden. Nicht mehr so heute! Dermalen behalten die Erlöser, als welche die Könige und Kaiser gedacht sind, sich vor, statt uns armer Menschlein, die Last der sündlichen Freuden zu tragen, uns aber großmüthig den Kelch der bittern Tugend zu überlassen. Also erklärt Herr v. Treitschke an mehr als einer Stelle den vielfach unliebsamen Weg und Wandel alter und neuer Cäsaren und wie immer, im entsprechenden Augenblick, stellt auch hier zu rechter Zeit ein Verslein sich ein.

Muß Unrecht sein, so sei es um den Herrscherthron,
In allem Andren übet Zucht und fromme Scheu.

Wer möchte dem Beruf widerstehen, ein Heiland zu werden, wenn das Handwerk so lieblich ausgestattet ist? Der Bock der sonst mit der Sünde beladen, in die Wüste geschickt ward, der steigt jetzt Arm in Arm mit ihr die Treppe zum Palaste hinan und unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute der Glocken geht er feierlich mit ihr zu Bette. Der böse Geist fährt aus den Säuen in den Hirten und schreitet in dem Hirten triumphirend über die Lande.

So endlich ist uns erklärt, was schon seit hundert Jahren die Weisheit aller Prinzenerzieher uns lehrte, daß die Republik un-

möglich sei, von wegen Mangels an Tugend unter den Menschen. Wie denn, wäre die Monarchie etwa an Tugend verwaist? Nicht doch: wir andren Unterthanen üben Zucht und fromme Scheu. Droben der gütige Landesvater auf dem Thron übernimmt für uns die holde Arbeit aller zuchtlosen und unfrommen Sünde. Manchmal wird ihm auch dabei mitleidig von Einigen seiner nächsten Umgebung geholfen und das nennt man den „freiwilligen Ehrendienst bevorzugter Stände." In der Medizin nennt man's eine Fontanelle für die bösen Säfte — doch heißt es neuerdings, man sei in der Wissenschaft davon zurückgekommen.

April 1866.